



MATERIALIENBAND.

Facetten feministischer Theoriebildung

Materialienband 24

Identität  
Begehren  
Differenz

Beiträge von:  
Ingrid Buchfeld  
Barbara Rendtorff  
Edith Seifert

Herausgegeben von der  
Frankfurter Frauenschule  
SFBF e.V.

ULRIKE HELMER VERLAG

**MATERIALIENBAND.**  
**Facetten feministischer Theoriebildung**

Herausgegeben von der  
Frankfurter Frauenschule / SFBF e.V.  
Hohenstaufenstraße 8  
D-60327 Frankfurt am Main  
Fon: 069 / 74 56 74

**Erscheinungsweise**

MATERIALIENBAND.  
Zweimal pro Jahr (Frühling / Herbst)  
Preis des Einzelbandes:  
18,00 DM / 18,00 SFr / 131,00 ÖS  
Abonnement (jeweils zwei Nummern):  
36,00 DM / 35,00 SFR / 263,00 ÖS  
inkl. Versand. Bestellvordruck im Anhang.

**Bestellweg**

ab Band 16: über Buchhandel oder Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Datensatz für diese Publikation ist bei der  
Deutschen Bibliothek erhältlich.

ISBN 3-89741-059-1

Copyright © 2000 Ulrike Helmer Verlag,  
Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © der Einzelbeiträge bei den Autorinnen  
Gesamtherstellung: Niederland Verlagsservice,  
Königstein/Ts.  
Printed in Germany

e-mail: [ulrike.helmer.verlag@t-online.de](mailto:ulrike.helmer.verlag@t-online.de)  
Homepage: [www.ulrike-helmer-verlag.de](http://www.ulrike-helmer-verlag.de)

**Inhalt**

Vorwort	7
<b>Edith Seifert</b> Anna O. und einige Phantasmen über die Geburt der Psychoanalyse	9
<b>Barbara Rendtorff</b> Beziehungsmuster und Konfliktlösungen bei Mädchen und Jungen	27
<b>Ingrid Buchfeld</b> Die Ethik der sexuellen Differenz – ein Tabu	63
Über die Autorinnen	97
Übersicht über die lieferbaren Bände	98

## Vorwort

Die folgenden Aufsätze wurden als Vorträge während der traditionellen Frauen-Sommer-Woche in der Frankfurter Frauenschule gehalten. Frauen aus verschiedenen Disziplinen stellen in diesen Tagen ihre neuen Forschungsergebnisse einem engagierten Frauenpublikum vor.

Obwohl es ihnen freigestellt ist, ihr Thema selbst zu wählen, lässt sich ein gemeinsames Grundthema ablesen: »Wie lässt sich aus der Perspektive eines Denkens der Differenz ein weiblicher Blick auf die Phänomene entwickeln?«

Ingrid Buchfeld nimmt dazu noch einmal Texte von Luce Irigaray und Julia Kristeva auf, die ein wichtiger Bestandteil der feministisch-theoretischen Debatte der 80er Jahre waren, und befragt sie auf ihren aktuellen Stellenwert für die Entwicklung einer feministischen Ethik der Differenz. Die Frage nach einer möglichen Ethik, die auf der Akzeptanz des/r Anderen beruht, hat angesichts der Eskalation von Gewalt gegen von der Mehrheit abweichende Menschen (Ausländer, Behinderte, Obdachlose als exemplarische Andere) an Brisanz nicht verloren.

Barbara Rendtorff untersucht in einer Perspektive der Geschlechterdifferenz das Verhalten von Jugendlichen beiderlei Geschlechts im Hinblick auf die notwendige Beherrschung von Aggression.

Edith Seifert widmet sich der heftigen Kritik an der Psychoanalyse, wie sie in letzter Zeit vorgetragen wird, um sie in ihrer Substanz zu entkräften. Ihre Kritik an den Kritikern Freuds lässt sich insofern als eine feministische Kritik lesen, als sie versucht, dem Begehren Freuds nachzugehen, wie es sich aus seinen Schriften und der Veröffentlichungspolitik seiner Texte erschließen lässt: ein Begehren,

das eben nicht den Reinheitsregeln des naturwissenschaftlichen Wissenschaftsverständnisses entspricht.

Eine derartige Perspektive ergibt sich durch die feministische Textarbeit der letzten Jahre und beweist ihre Fruchtbarkeit auch an Gegenständen, die nicht explizit das weibliche Geschlecht zum Ausgangspunkt nehmen.

Insofern scheint sich eine Richtung von feministischer Wissenschaft abzuzeichnen, die sich nicht aus ihrem Gegenstand herleitet, sondern aus ihrem Blick auf das jeweilige Gebiet und der daraus sich ergebenden Methode.

Für die Frankfurter Frauenschule als Herausgeberin  
Barbara Köster

Edith Seifert

## **Anna O. und einige Phantasmen über die Geburt der Psychoanalyse Han Israels' Angriff auf die Psychoanalyse und eine psychoanalytische Entgegnung darauf**

1.

Die Psychoanalyse als Theorie, Praxis und Institution ist voller Widersprüche. »Zeit«-Dossiers und »Spiegel«-Artikel<sup>1</sup> wetteifern in der journalistischen Pflicht, die Öffentlichkeit über die manipulative Absicht und soziale Schädlichkeit dieses Diskurses, der sich dem wissenschaftlichen Totalzugriff entzieht, aufzuklären. Insider kennen das Dilemma z.B. von der Editions politik her, wo in ähnlicher Weise mit Ausschlußstrategien gearbeitet wird, so daß mehr als 60 Jahre nach Freuds Tod noch keine unabhängige kritische Ausgabe der Gesammelten Werke existiert, vielmehr die zuletzt von Anna Freud eingesetzten Verwalter immer noch das Freudsche Erbe verwalten.

Psychoanalytische Gesellschaften haben durchaus ihre Leichen im Keller. Dies, so möchte man bereitwillig entgegenhalten, sei nun nicht dem Begründer der Psychoanalyse anzulasten, und es seien die Erben, Anna, Kurt, Ernst und Lucie, die in Sorge um die Idealisierung des Gründervaters und die stets angefeindete Psychoanalyse zu restriktiven Maßnahmen griffen. So möchte man meinen, erinnert sich aber schnell, daß, wie H. M. Lohmann ausgegraben hat,<sup>2</sup> Freud an der ganzen Ein- und Ausschlußpolitik selbst nicht ganz unschuldig

1 »Seelenheiler im Labyrinth«, Der Spiegel Nr. 36 vom 4.9. 2000

2 Hans-Martin Lohnmann: Die Psychoanalyse auf der Couch, Frankfurt a.M. 1984

war, daß er zu Zeiten der Bedrohung durch das Naziregime seine Sache mit Kompromissen retten wollte und die Egalisierung und Übereinstimmung der Psychoanalytiker in den Instituten auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin erfolgte. Und man erinnert sich, daß auch schon Freud Zensurmaßnahmen ausgab und unbotmäßige Autoren zum Schutze der Lehre aus den Schriften tilgte. Also keine der unbedingt schönen Geschichten, die der Institutionen, Nachfolger und des Gründervaters. Doch es kommt schlimmer.

2.

Freud selbst steht unter der Anklage, die gesamte Theorie im Hinblick auf ihre therapeutische Begründung bewußt arrangiert und redigiert zu haben. Vertuschungsmanöver, Betrug und Irreführung nennen das Mikkel Borch-Jakobson und Han Israels<sup>3</sup> und wenden sich damit persönlich gegen den Gründer der Psychoanalyse. Der Schlag kommt hart. Doch worum handelt es sich überhaupt?

Es geht um den Fall Anna O. alias Bertha Pappenheim, eine Verwandte der späteren Martha Freud und Schwester des Schwagers der Frau von Freuds Briefpartner Stefan Zweig, die – in der üblichen familialen Verstrickung – 1895 Patientin von Freuds älterem Freund und Mentor Josef Breuer wurde. Anna O. alias Bertha Pappenheim, das ist hinlänglich bekannt, hat die Psychoanalyse einiges zu verdanken: die Wortschöpfung und Idee der »talking cure« ebenso wie die Methode des »chimeneysweeping«, des Wegsprechens der Symptome durch Wiedererinnern, also den kathartischen Ansatz der freien Assoziation.

3 Mikkel Borch-Jakobson: Anna O. zum Gedächtnis. Eine hundertjährige Irreführung, München 1997; Han Israels: Der Fall Freud. Die Geburt der Psychoanalyse aus der Lüge, Hamburg 1999

Ihre Fallgeschichte ist schnell skizziert:<sup>4</sup> Während der Krankenpflege des geliebten Vaters war Anna an einem hartnäckigen Husten erkrankt und darum in Behandlung von Breuer gekommen, der ein hysterisches Symptom, eine »tussis nervosa«, diagnostizierte. Das Symptom weitete sich aus und erstreckte sich bald auf Kopfschmerz, Sehstörungen, Krämpfe und Taubheitsgefühle in der ganzen rechten Körperhälfte. Hinzu kamen Sprachstörungen, so daß sie eine Zeitlang nur englisch sprechen konnte, sowie eigenartige Bewußtseinspaltungen, die bewirkten, daß Anna bei Tag eine launische und ungenießbare Person war, während sie am Abend eher traurig, liebenwürdig und ängstlich wirkte. Halluzinationen mit Schreckgestalten, eine Hydrophobie – sie konnte eine Zeitlang kein Wasser trinken und verweigerte wochenlang auch jegliche Nahrung – verschlimmerten ihren Zustand zusehends.

Während seiner Visiten, zum Teil mehrmals täglich, beobachtete Breuer, daß Anna jedesmal von ihren Absenzen befreit war, wenn sie ihm zuvor ihre Stimmungen und Gedanken mitgeteilt hatte. Breuer machte sich diese Beobachtung zunutze. Er hypnotisierte die Patientin und forderte sie dann auf, ihm die Ereignisse des Tages und ihre Erinnerungen zu erzählen. Die Methode funktionierte; durch die reinigende Wirkung des Sprechens wird die Patientin für den Augenblick von ihren Qualen befreit. Und nach Durchgang aller krankheitsverursachenden Ereignisse konnte der Fall Anna O., so beendet Breuer 1895 seinen Teil der »Studien über Hysterie«, mit vollem Erfolg abgeschlossen werden. Die technische Prozedur der Redekur mit ihrer kathartischen Wirkung war geboren und hat-

4 Aus der Zusammenarbeit mit Josef Breuer, Beobachtung I, Frl. Anna O..., in: Sigmund Freud: Gesammelte Werke, Nachtragsband, Frankfurt a.M. 1987, S. 196-243

te sich als Erfolg erwiesen. Anna O. »war nun frei von all den unzähligen einzelnen Störungen, die sie früher dargeboten hatte. Dann verließ sie Wien für eine Reise, brauchte aber doch noch eine längerer Zeit, bis sie ihr psychisches Gleichgewicht gefunden hatte. Seitdem erfreut sie sich vollständiger Gesundheit.«<sup>5</sup>

An der Wahrheit dieses Ausgangs war nicht zu zweifeln. Schließlich hatte Freud in den »Vorläufigen Mitteilungen« die Bestätigung gebracht: »Wir fanden (...) zu unserer größten Überraschung, daß die einzelnen hysterischen Symptome sogleich und ohne Wiederkehr verschwanden, wenn es gelungen war, die Erinnerung an den veranlassenden Vorgang zu voller Helligkeit zu erwecken und damit auch den begleitenden Affekt wachzurufen, und wenn dann die Kranke den Vorgang in möglichst ausführlicher Weise schilderte und dem Affekt Worte gab.«<sup>6</sup> Anna O.s Behandlung konnte als der erste überzeugende Heilerfolg der jungen Psychoanalyse gelten. Das neue kathartische Verfahren war sanktioniert.

Als Ernest Jones 1953 dann in seiner großen Freud-Biographie eine gänzlich anders lautende Version vorlegte, änderte das nichts an der eingeschworenen Rezeption. E. Jones hatte – das ist hinlänglich bekannt<sup>7</sup> – enthüllt, daß Anna O., ganz große Hysterie des 19. Jahrhunderts, zu einem bestimmten Zeitpunkt der Behandlung in konsequenter Fortsetzung ihrer Übertragungsliebe zu Breuer eine Scheinschwangerschaft ausgebildet hatte, worauf Breuer, der

5 A.a.O., S. 238

6 Sigmund Freud: Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene, Vorläufige Mitteilungen, in: Gesammelte Werke Bd. I, London 1952, S. 85

7 Ernest Jones: Das Leben und Werk von Sigmund Freud, Bern u.a. 1978, S. 264 ff.

vor solcher Liebe nicht gewarnt war, von kaltem Entsetzen gepackt wurde und die Flucht ergriff. Frau Mathilde nehmen, die schon kurz vor dem Selbstmord stand, weil eine andere ihren Mann mit Beschlag belegt hatte, und zu einer zweiten Hochzeitsreise nach Venedig aufbrechen waren eins. Neun Monate später erblickte dann das reale Kind Dora Breuer das Licht der Welt.

Die psychoanalytische Gesellschaft hatte diese reichlich haarsträubende Geschichte mit Genuß aufgenommen (auch Lacan soll sie sehr geliebt haben.) Und selbst als Henry F. Ellenberger 1973 in seiner großen Studie über »Über die Entdeckung des Unbewußten«<sup>8</sup> bekräftigte, daß die Behandlung von Bertha Pappenheim tatsächlich gescheitert war und auch schilderte, warum, weil nämlich die ganze schöne Geschichte von Jones die reine Erfindung war, stieß auch das auf taube Ohren, denn es war längst ein offenes Geheimnis, an dem die Schüler aber gern und willig festhielten. »Es ist wirklich paradox«, schreibt Ellenberger, »daß die nicht erfolgreiche Behandlung der Anna O. für die Nachwelt zum Prototyp einer kathartischen Heilung geworden ist.«<sup>9</sup> Und in der Tat, die Kur muß als nacktes Desaster zu Ende gegangen sein. Denn die kleine Reise, von der in Breuers Bericht die Rede ist, nach der Anna vollständig geheilt gewesen sein sollte, stellte sich als Reise in die geschlossene Anstalt der Kreuzlinger Klinik Bellevue heraus, in die Anna, weiterhin schwerkrank und mophiumsüchtig, hatte eingeliefert werden müssen.<sup>10</sup>

8 Henry F. Ellenberger: Die Entdeckung des Unbewußten, Bern 1973

9 Ebenda, S. 667

10 Um den Skandal der Geschichte nicht überzubewerten, muß berücksichtigt werden, daß Morphiumbehandlungen zur damaligen Zeit eine übliche therapeutische Methode darstellten.

te sich als Erfolg erwiesen. Anna O. »war nun frei von all den unzähligen einzelnen Störungen, die sie früher dargeboten hatte. Dann verließ sie Wien für eine Reise, brauchte aber doch noch eine längerer Zeit, bis sie ihr psychisches Gleichgewicht gefunden hatte. Seitdem erfreut sie sich vollständiger Gesundheit.«<sup>5</sup>

An der Wahrheit dieses Ausgangs war nicht zu zweifeln. Schließlich hatte Freud in den »Vorläufigen Mitteilungen« die Bestätigung gebracht: »Wir fanden (...) zu unserer größten Überraschung, daß die einzelnen hysterischen Symptome sogleich und ohne Wiederkehr verschwanden, wenn es gelungen war, die Erinnerung an den veranlassenden Vorgang zu voller Helligkeit zu erwecken und damit auch den begleitenden Affekt wachzurufen, und wenn dann die Kranke den Vorgang in möglichst ausführlicher Weise schilderte und dem Affekt Worte gab.«<sup>6</sup> Anna O.s Behandlung konnte als der erste überzeugende Heilerfolg der jungen Psychoanalyse gelten. Das neue kathartische Verfahren war sanktioniert.

Als Ernest Jones 1953 dann in seiner großen Freud-Biographie eine gänzlich anders lautende Version vorlegte, änderte das nichts an der eingeschworenen Rezeption. E. Jones hatte – das ist hinlänglich bekannt<sup>7</sup> – enthüllt, daß Anna O., ganz große Hysterie des 19. Jahrhunderts, zu einem bestimmten Zeitpunkt der Behandlung in konsequenter Fortsetzung ihrer Übertragungsliebe zu Breuer eine Scheinschwangerschaft ausgebildet hatte, worauf Breuer, der

5 A.a.O., S. 238

6 Sigmund Freud: Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene, Vorläufige Mitteilungen, in: Gesammelte Werke Bd. I, London 1952, S. 85

7 Ernest Jones: Das Leben und Werk von Sigmund Freud, Bern u.a. 1978, S. 264 ff.

vor solcher Liebe nicht gewarnt war, von kaltem Entsetzen gepackt wurde und die Flucht ergriff. Frau Mathilde nehmen, die schon kurz vor dem Selbstmord stand, weil eine andere ihren Mann mit Beschlag belegt hatte, und zu einer zweiten Hochzeitsreise nach Venedig aufbrechen waren eins. Neun Monate später erblickte dann das reale Kind Dora Breuer das Licht der Welt.

Die psychoanalytische Gesellschaft hatte diese reichlich haarsträubende Geschichte mit Genuß aufgenommen (auch Lacan soll sie sehr geliebt haben.) Und selbst als Henry F. Ellenberger 1973 in seiner großen Studie über »Über die Entdeckung des Unbewußten«<sup>8</sup> bekräftigte, daß die Behandlung von Bertha Pappenheim tatsächlich gescheitert war und auch schilderte, warum, weil nämlich die ganze schöne Geschichte von Jones die reine Erfindung war, stieß auch das auf taube Ohren, denn es war längst ein offenes Geheimnis, an dem die Schüler aber gern und willig festhielten. »Es ist wirklich paradox«, schreibt Ellenberger, »daß die nicht erfolgreiche Behandlung der Anna O. für die Nachwelt zum Prototyp einer kathartischen Heilung geworden ist.«<sup>9</sup> Und in der Tat, die Kur muß als nacktes Desaster zu Ende gegangen sein. Denn die kleine Reise, von der in Breuers Bericht die Rede ist, nach der Anna vollständig geheilt gewesen sein sollte, stellte sich als Reise in die geschlossene Anstalt der Kreuzlinger Klinik Bellevue heraus, in die Anna, weiterhin schwerkrank und mophiumsüchtig, hatte eingeliefert werden müssen.<sup>10</sup>

8 Henry F. Ellenberger: Die Entdeckung des Unbewußten, Bern 1973

9 Ebenda, S. 667

10 Um den Skandal der Geschichte nicht überzubewerten, muß berücksichtigt werden, daß Morphiumbehandlungen zur damaligen Zeit eine übliche therapeutische Methode darstellten.

Was die übrigen Details und Umstände ihrer Behandlung angeht, ihre Scheinschwangerschaft und Breuers Entsetzen darüber – nichts als Gerüchte und Legenden; erzählt zur Begründung des Mythos von der psychoanalytischen Methode und der heilmächtigen Wirkung der »talking cure«<sup>11</sup>; weitergegeben zur Bekräftigung des Mythos vom paradigmatischen Fall Anna O., von dessen Fiktion jeder wußte. Was die Schüler nicht hinderte, in seiner Nachfolge zu stehen, so daß die psychoanalytische Praxis, wie M. Borch-Jacobsen es zuspitzt, fortan zu einer Imitation von Anna O. wurde, in dem Sinne, wie man von der »imitatio Christi« spricht.<sup>12</sup>

### 3.

Soweit Mikkel Borch-Jakobsen. Seine Kritik lohnt die Betrachtung. Denn sie zielt auf sensible Themen. Die Legitimität der Psychoanalyse, Treffsicherheit ihrer Heilerfolge und nicht zuletzt die Integrität Freuds stehen auf dem Spiel. Gehen wir die Punkte systematisch durch:

Kritikpunkt 1: Der Psychoanalyse mangle es an Legitimität, weil sie Fiktionen als Wahrheit ausgibt und Interpretationen als Realität, eröffnet M. Borch-Jakobsen erkenntnistheoretisch den Angriff. Nun bringt die Kritik an den mythischen Anfängen den Psychoanalyse-Leser nicht unbedingt aus der Fassung, schließlich ist die Funktion des Mythos in der Theorie der Subjektwerdung mehr oder weniger akzeptierte Tatsache. Geradezu ein Grundgesetz ist ja auf der individual ontogenetischen Seite der Mythos des Ödipus, insofern er die Frage

11 Zur Modeerscheinung der Katharsis in den 90er Jahren und zu der iatrogenen, d.h. von der Patientin selbst aufgegriffenen kathartischen Methode s. Ellenberger, a.a.O., S. 665

12 M. Borch-Jakobsen, a.a.O., S. 22

nach der sexuellen Identität aufwirft und sie mit sinnbildenden, phantasmatischen Konstruktionen beantwortet. Und auch die universalisierte Fassung von Urhorde und Vatermord ist als Wiederholung der Frage nach den Anfängen des Subjekts akzeptiert. Denn, wie Borch-Jakobsen unfreiwillig treffend beschreibt, der Mythos ermöglicht eben das Erzählen eines wie immer gearteten Anfangs. Nun soll es also noch einen weiteren Mythos geben, einen, der die Anfänge der Praxis ausmalt. Und der sei, wie die anderen Subjektmythen, nicht wahr, sondern falsch, die reine Fiktion; die Autoren sagen, er ist Lüge. Die therapeutische Diskursgeschichte war nicht so, wie sie in den Annalen der Psychoanalyse geschrieben steht. Das regt zunächst nicht auf. Denn wie gesagt, auf das Reizwort »Fiktion« reagiert der Psychoanalytiker ganz entspannt und in diesem Sinne läßt sich auch die Geschichtsschreiberin Elisabeth Roudinesco durch die Mitteilung vom Scheitern der Anna-Kur keineswegs aus der Ruhe bringen, sondern kontert gelassen, daß die Wahrheit der Psychoanalyse eben nicht historisch ist, sondern sich in der Legende und deren Weitergabe entfalte.<sup>13</sup> Die Frage ist nur, ob ihre Replik an dieser Stelle tatsächlich so treffend ist, und ob ein Diskurs wirklich mit denselben Maßstäben gemessen werden kann wie die individuelle psychische Realität. Sind Diskursgeschichte und die Geschichte eines Subjekts ohne weiteres miteinander vergleichbar? Ich komme darauf noch zurück.

Kritikpunkt 2: Die Faktizität des Heilerfolgs. Diese Kritik wiegt schwer. M. Borch-Jakobsen und H. Israels lassen keinen Zweifel daran, daß sie den ganzen Diskurs einschließlich der Therapieseite für ein Schwindelgeschäft halten. Die Untertitel ihrer Studien sind deutlich: »Eine hundertjährige Irreführung« (M. Borch-Jakobsen) und »Die

13 Elisabeth Roudinesco: Wien-Paris, Weinheim/Berlin 1994, S. 31-31

Geburt der Psychoanalyse aus der Lüge« (H. Israels). Die Mythen, die der Gründervater mit in die Welt setzen half, können sich auf die Ethik der Heilmethode nur negativ auswirken. Lüge, Schwindel und Verfälschung vertragen sich schließlich nicht mit einem Diskurs, in dem das Wohlergehen von Menschen oberstes Ziel ist. Wo Fiktionen als Wahrheit und Interpretationen als Realität gelten, da kann man sich nur in einem »unrealen, derealisierten Universum« befinden.<sup>14</sup>

Freud hat also der Praxis Schaden zugefügt, weil er seine Psychoanalyse von Anfang an als ein Lügengebäude errichtete, weil er Tatsachen kaschierte und retuschierte, vor allem den desaströsen Ausgang der Kur von Anna O. Dabei sei Anna O. nur ein Beispiel in einer längeren Reihe theoretischer Retuschen: Den Dokumenten zufolge sind auch sämtliche Hypnoseexperimente therapeutische Fehlschläge gewesen, nichtsdestotrotz aber als Erfolge verkauft worden. Auf seine bekannt geschickte Weise habe Freud auch die Aufgabe der Hypnose-therapie zum Fortschritt umgemünzt – weil Eröffnung des Blicks auf die Verdrängungslehre –, während ihn im Grunde nur das Scheitern der Experimente zum Theoriewechsel drängte.<sup>15</sup>

Retuschiert wurde auch in der Kokainaffaire. Hier geht es um den grausam gescheiterten Morphiumentzug von Freuds Kollegen und Freund Ernst Fleischl von Marxow.<sup>16</sup> Während der Kranke in erbärmlicher körperlicher und seelischer Verfassung, von paranoischen Halluzinationen geschüttelt, dahinvegetierte, empfiehlt Freud der Fachwelt weiterhin die Kokainsubstitution als Erfolg.<sup>17</sup>

14 M. Borch-Jakobsen, a.a.O., S. 57

15 Han Israels, a.a.O., S. 148-149

16 Ebenda, S. 56

17 Siegfried Bernfeld / Susanne Cassirer-Bernfeld: Bausteine der Freud-Biografie, Frankfurt a.M. 1981, S. 232

Umgeschrieben seien auch die Tatsachen der Verführungstheorie. Auch dieses Theoriestück wurde nicht aufgegeben, weil Freud plötzlich nicht mehr an seine Neurotica glaubte, wie er in dem gerne zitierten Brief an Wilhelm Fließ schreibt. Nach M. Borch-Jakobsen und H. Israels ist auch die Verführungsthese gänzlich unspektakulär einfach im Praxistest gescheitert.

Man beginnt den Boden unter den Füßen zu verlieren, sollte am Ende der gute Mutterboden, der die psychoanalytische Praxis immer gewesen ist – »Die Psychoanalyse ist als Therapie entstanden, sie ist weit darüber hinausgewachsen, hat aber ihren Mutterboden nicht aufgegeben«<sup>18</sup> – durch und durch von Lüge vergiftet sein?

Sehen wir genauer hin!

Was soll denn, was kann denn Freuds Absicht gewesen sein, daß er Breuers Mißerfolg, wenn wir uns darauf beschränken, deckte. Laut Brief an seine Verlobte, Martha Bernay, von 1883 war ihm Breuers Fehlschlag in der Anna-Kur bekannt. Warum aber hat Freud dann noch Jahre später bis in die verzweigteste Stelle der eigenen Verwandtschaft hinein<sup>19</sup> behauptet, nichts gewußt zu haben? Warum will er später nur von Ahnungen ergriffen, den wahren Sachverhalt nur entschlüsselt haben? »Was bei Breuers Patientin wirklich vorfiel, war ich imstande, später lange nach unserem Bruch zu erraten, als mir plötzlich eine Mitteilung von Breuer einfiel, die er mir einmal vor der Zeit unserer gemeinsamen Arbeit in anderem Zusammenhang gemacht und nie mehr wiederholt hatte. (...) Dieser meiner Rekonstruktion fühlte ich mich so sicher, daß

18 Sigmund Freud: 34. Vorlesung, in: Studienausgabe, Bd. I, Frankfurt a.M. 1969, S. 580

19 Sigmund Freud: Briefe (1873-1939), Hg. von Ernst u. Lucie Freud, Frankfurt a.M. 1960, S. 427 ff.

ich sie irgendwo veröffentlichte. Breuers jüngste Tochter (...) las meine Darstellung und befragte ihren Vater (...) Er bestätigte mich, und sie ließ es mich nachher wissen.«<sup>20</sup>

Was soll mit dieser abscheulichen Strategie gewonnen sein? Ehre und Ruhm, meinen die Kriminalisten der Psychoanalysegeschichte, Sicherung des eigenen Originalitätsanspruchs und nicht zu vergessen die Vertuschung der therapeutischen Fehlschläge.

Um sein Copyright auf die Sexualtheorie zu sichern, soll Freud die Tatsachen verdreht und gefälscht haben. In der »Geschichte der psychoanalytischen Bewegung« von 1914 ist die Rede davon, H. F. Ellenberger bestätigt das<sup>21</sup>, daß Breuer mit der Veröffentlichung seiner Anna-Geschichte lange gezögert habe – wobei übliche Diskretionsgründe ebenso eine Rolle gespielt haben dürften wie der unglückliche Ausgang der Behandlung.

Möglich also, so konstruieren die Kritiker, daß Freud Breuer zur Veröffentlichung überredet hat und daß Breuer, um dem jüngeren Kollegen einen Gefallen zu tun, Freuds Bitten nachkam. Was nun wirklich keine Sünde gewesen wäre, wenn nicht Freud, wie H. Israels hinzufügt, die von ihm empfohlene Auslassung Breuer später öffentlich angelastet hätte<sup>22</sup> und öffentlich bekannt gemacht hätte, daß Breuer mit der Behandlung gescheitert ist, damit scheitern

20 Ebenda

21 H.F. Ellenberger, a.a.O., S. 663. Ellenberger erläutert auch, daß damalige Psychiater üblicherweise aus Sorge um die Identität ihrer Patienten Namen und Daten zu verändern pflegten. Spuren davon finden sich eben auch in der Anna O.-Geschichte: Faktisch ist die Geschichte 1881 angesiedelt, Jones gibt 1882 an, und faktisch handelt es sich um einen Gedächtnisbericht, der 13 bis 14 Jahre nach den Vorfällen und auf der Grundlage unvollständiger Notizen von Breuer halb widerstrebend publiziert wurde.

22 Han Israels, a.a.O., S. 49

mußte, aus dem einfachen Grund, weil er den sexuellen Faktor unterschätzte, den nur Freud selber wahrnahm. »Breuer stand zur Herstellung der Kranken der intensivste suggestive Rapport zu Gebote, der uns gerade als Vorbild dessen, was wir »Übertragung« heißen, dienen kann. Ich habe nun starke Gründe zu vermuten, daß Breuer nach der Beseitigung aller Symptome die sexuelle Motivierung dieser Übertragung an neuen Anzeichen entdecken mußte, daß ihm aber die allgemeine Natur dieses unerwarteten Phänomens entging, so daß er hier, wie von einem »untoward event« betroffen, die Forschung abbrach. Er hat mir hievon keine direkte Mitteilung gemacht, aber zu verschiedenen Zeiten Anhaltspunkte genug gegeben, um diese Kombination zu rechtfertigen. Als ich dann immer entschiedener für die Bedeutung der Sexualität in der Verursachung der Neurose eintrat, war er der erste, der mir jene Reaktion der unwilligen Ablehnung zeigte, die mir später so vertraut werden sollte.«<sup>23</sup>

Kein Ruhmesblatt für die Person Freuds, der um des eigenen Prestigewerts willen den alten Gönner und Förderer in Mißkredit bringt. Statt des mutigen Helden, der auch noch seine häßlichsten Träume im Dienst von Wissenschaft und Forschung der Öffentlichkeit opfert, ein Held, der sich auf Kosten anderer in Szene setzt. Kann das die Wirklichkeit sein, stimmt das tatsächlich?

Tatsache ist zunächst, daß Breuer auf geradezu erstauliche Weise und mit großer Häufigkeit von der sexuellen Ätiologie der Neurosen spricht und »die meisten und wichtigsten der abgewehrten und konvertierten Vorstellungen« als sexuellen Inhalts bezeichnet, von den »feinorganisierten Naturen von großer sexuelle Erregbar-

23 Sigmund Freud: Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung, in: Gesammelte Werke Bd. 10, London 1946, S. 49-50

keit spricht, die (...) alles Sexuelle als unvereinbar mit ihrem sittlichen Inhalt, als Beschmutzung und Befleckung empfinden«, und daß er die Ursache der Mehrzahl der schweren Neurosen im Ehebett liegen sieht.<sup>24</sup> Daneben stellt Breuer auch schon Erwägungen über die krankheitsverursachende Rolle der Abwehr gegen Sexualität an und spricht den sexuellen und ehelichen Verhältnissen überhaupt ätiologische Bedeutung zu.<sup>25</sup> Breuer spricht ohne Zweifel von Sexualität.

Freud sieht das anders. Seine Schriften hinterlassen bisweilen den Eindruck, als sei die Psychoanalyse eine Schöpfung aus dem Nichts: Kaum eine Idee vom Unbewußten vor Freud, kein pathogenes Geheimnis, keine Fremdkörpertheorie, nichts. Und auch keine Kunde von den sexuellen Verhältnissen der Hysterie. Ein kurzer Blick auf die Medizingeschichte lehrt jedoch das Gegenteil: Die Vorstellungen von der sexuellen Natur der Neurose sind von Anfang an vorhanden, sie fangen an mit der Namensgebung, »Hysterie«, d.h. griechisch »Uterus«; sie setzen sich in den antiken Vorstellungen von der Ätiologie des hungrigen, im Körper der Frau herumstreichenden Uterustierchens fort; tauchen auf in therapeutischen Praktiken des Mittelalters wie in der gesamten Diskussion um die Hysterie des 19. Jahrhunderts. Doch wenn Freud beschreibt, wie die Idee von der sexuellen Ätiologie in ihm reifte, hört sich das gänzlich anders an. Quasi aus der Luft gegriffen hat Freud die Sexualtheorie, aus der Luft, in die sie Charcot, Chrobak und eben Breuer ohne Wissen um ihre Bedeutung warfen. Mit ihren Aperçus und lässigen, zynischen Nebenbemerkungen von der »chose genitale«, an der die Hysterie kranke, oder dem speziellen Hysteriere-

24 Josef Breuer, a.a.O., S. 304-305

25 Ebenda, S. 217

zept von der wiederholten Dosis von »penis normalis«. Aus den lapidaren Einsichten der drei alten Männer will Freud auf die Spur der Sexualtheorie gekommen sein, durch ihre Einsicht, »die sie streng genommen nicht besaßen.«<sup>26</sup>

Was Charcot angeht, so ist Freud sicherlich im Recht. Zwar spricht auch Charcot von hysterischen Fällen mit sexueller Begründung, erörtert z.B. den Fall einer »hysteria amorosa«, aber grundsätzlich wehrt sich Charcot gegen die Aufnahme der sexuellen Idee in sein nosologisches Konzept; in seinen neurologischen Krankheitsbegriff paßt Sexualität nicht hinein. Und hinsichtlich Breuer ist der Psychoanalytiker daran gewöhnt, in ihm leise schmunzelnd den älteren Herrn zu sehen, der die Übertragungsliebe seiner Patientin nicht aushielt.

Doch das sehe nun völlig anders aus, behaupten M. Borch-Jakobsen und H. Israels. Freud bestreite etwas, die sexuelle Ätiologie, die es schon lange vor ihm gab; er bediene sich dieses Manövers, um von den eigenen schweren therapeutischen Fehlschlägen abzulenken, und ziehe aus seinem Scheitern noch Gewinn. Denn Erotomane, der er dann auch noch war, kommt Freud zu dem Schluß: Wenn es je therapeutisches Scheitern gab, dann nur, weil die Bedeutung der Sexualität unterschätzt wurde. Die psychoanalytische Methode an sich ist nicht falsch.

Mythographie statt Historiographie, Geschichtsklitterei und komplette Verdrehung der Tatsachen nennen das die Kritiker und sprechen der Psychoanalyse als Theoriegebäude und therapeutische Praxis damit die Legitimität ab.

26 Sigmund Freud: Aus der Geschichte..., a.a.O., S. 52-53. Freud fügt hinzu, schließlich sei das ein Unterschied wie zwischen einem »leichten Flirt und einer rechtschaffenen Ehe mit all ihren Pflichten und Schwierigkeiten« (ebenda).

Der Schlag gegen die Integrität des Gründervaters sitzt. Mit dem Hinweis auf die genuin psychoanalytische Legendenbildung à la E. Roudinesco sind manche tatsächlich unschöne Bemerkungen Freuds aus den Briefen nicht abzuwehren. An der Person des Gründervaters werden Zweifel angemeldet. Ein Säulenheiliger beginnt vom Sockel zu fallen, auf den ihn die gläubige Jüngerschar gesetzt hatte und auf dem er vielleicht selber – oh Sünde! – sitzen wollte.

4.

Der Kritik von Han Israels und M. Borch-Jakobsen kann jedoch folgendes entgegnet werden:

Als allerdings schwaches Argument läßt sich zunächst anführen, daß die Geschichte der Anna O. streng genommen »voranalytisch« ist. Der Fall stammt nicht von Freud selbst, sondern von Josef Breuer und stützt sich überdies, sofern Freud unabweisbar damit in Zusammenhang steht, nicht auf die eigentlichen Fundamente des psychoanalytischen Diskurses, die erst mit der Entdeckung der Mechanismen des Unbewußten in der »Traumdeutung« gelegt sind.<sup>27</sup>

#### *Unberechtigter Anspruch auf das Urheberrecht an der Sexualtheorie*

Der Eindruck läßt sich nicht unbedingt abweisen, daß Freud seine Entdeckungen oft in polemischer Weise präsentiert. Doch die Psychoanalyse wurde tatsächlich nicht in einsamer Genialität erfunden, auch Freud hatte seine Vordenker. Die Geschichtsschreiber der Psy-

27 S. Peter Widmer: »Der Fluch eines Freundes«. Die Psychoanalyse aus der Sicht eines voranalytischen Aufklärers, in: RISS Nr. 44, 1999, S. 139-143

choanalyse haben diese Zusammenhänge detailliert untersucht,<sup>28</sup> ebenso wie die Historiographen der Medizin- und Psychiatrie.<sup>29</sup>

Aus den Ideengeschichten und Praxisgeschichten geht unstrittig hervor, daß der sexuelle Charakter der Neurosen im Laufe der Jahrhunderte mehr oder weniger bekannt war und die Hysterie fast durchgängig als sexuelle Krankheit betrachtet wurde. Das ist verbrieft und läßt sich nachlesen und entspricht doch nicht Freuds Auffassung von der sexuellen Ätiologie der Hysterie. Denn zwischen der Lokalisierung der Hysterie im Uterus oder auch einer Neurosentherapie, die per sexueller Stimulierung der Geschlechtsorgane das Übel bekämpft, und der These, daß die Hysterie eine Vorstellungstörung ist und Sexualität den Körper nur per Vorstellungen, die noch dazu sprachlich konstruiert sind, einbezieht, dazwischen liegen Welten. Das ist, wenn man so will, tatsächlich ein anderes Universum, das man, weil es über Vorstellungen läuft, ohne Schaden fiktional nennen kann. Die Bezeichnung »unreal« oder »de-realisiert« verdient es darum doch nicht.

#### *Fiktionscharakter*

M. Borch-Jakobsen und H. Israels recherchieren unzählige Fakten, tragen sie zusammen, interpretieren, aber reduzieren sie auch. Z.B. da, wo sie die Aufgabe der Verführungstheorie und der Hypnose-

28 Fritz Wittels: Der Mann, die Lehre, die Schule, Leipzig 1924; Ernest Jones: Das Leben und Werk von Sigmund Freud, a.a.O.; Frank J. Sullivan: Freud. Biologie der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende, Köln 1982; Elisabeth Roudinesco, Wien-Paris, a.a.O.

29 Ilza Veith: Hysteria. The History of a disease, Chicago/London 1968; Klaus Dörner: Bürger und Irre, Hamburg 1995; Michel Foucault: Wahnsinn und Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1973

therapie einzig und allein mit deren praktischem Scheitern begründen wollen. Es ist bekannt, daß zum Beispiel die Hypnosetherapie nicht die gewünschten Erfolge brachte. Es stellt sich allerdings die Frage, warum damit jedes theoretische Motiv und jede theoretische Erkenntnis ausgeschlossen sein muß und warum nach Aufgabe der nicht im gewünschten Maße wirksamen Therapie nicht doch die Bedeutung von Widerstand und Verdrängung heraufgedämmert sein sollte. Die Therapie- und Theorieentwicklung einzig und allein auf dem therapeutischen Scheitern aufzubauen, das heißt ganz klar eine Verkürzung und Diskreditierung des psychoanalytischen Diskurses vornehmen. Vom »Junktim« zwischen Heilen und Forschen ist dann nichts mehr übrig geblieben: »Ich sagte Ihnen, die Psychoanalyse begann als eine Therapie, aber nicht als Therapie wollte ich sie Ihrem Interesse empfehlen, sondern wegen ihres Wahrheitsgehalts [...]«<sup>30</sup>

#### *Die neurotische Darstellung*

Die Kritik hat, wie gezeigt, ihre Gründe; das Buch von Han Israels hat in Psychoanalysekreisen für nicht wenig Unruhe gesorgt, und auch die Lektüre der »hundertjährige(n) Irreführung« (von Borch-Jakobsen) hat die Freud-Verehrer mächtig aufgerüttelt. Doch der Eifer, mit dem vor allem Han Israels (M. Borch-Jakobsen profitiert nur davon) geheimgehaltene Dokumente aufspürt, mit dem er in die Archive reist, nach London, Washington und Wivenhoe, mit dem da Staub aufgewirbelt wird, dieser ganze ökonomische Aufwand mündet als Resultat einzig und allein in die Feststellung, daß Freud ein Lügner war, ein Faktenverdrehen, ein illoyaler und selbstgerechter Ehrgeizling. Aufwand und Ergebnis zusammengerechnet riechen verdächtig nach

30 Sigmund Freud: 34. Vorlesung, a.a.O., S. 584-585

Neurose. Sagen wir es deutlich, es riecht nach Vatemord! Genauer: nach der Unverträglichkeit von Vatemord.

Nicht daß die Erbverwalter, Jones, Eisler und wie sie heißen, souveräner wären. Sie führen nur das Gegenbeispiel vor Augen, die Sorge um die Unantastbarkeit und Idealisierung des Vaters. Für die Erben bleibt Freud der makellose, perfekte Übervater. Jenseits von allem Bösen, das man, weil es nicht existiert, doch eben stützen muß.

M. Borch-Jakobsen und Han Israels sind aus anderem Holz geschnitzt, sie brüskieren den Leser mit ihren Wahrheiten und malen – hierin nicht anders – das Bild eines Übervaters, der ebensowenig ein Mensch sein darf. Die Ähnlichkeiten mit den Ansprüchen an den großen Anderen hinter der Couch (Analytiker) sind nicht übersehen. Auch die/der hat seine Unfehlbarkeit zu beweisen, muß sich als perfekt und heilig bewähren und nicht selten die Demontage seiner Idealisierung überstehen, ohne dabei – um Gottes willen! – zugrunde zu gehen. M. Borch-Jakobsen und H. Israels frönen der Lust an der Entthronung des großen Vaters und zerschlagen den Spionagering der internationalen Psychoanalyse-Mafia, die sich in seinem Schattentum aufhält, mit Wonne. Und sie ertragen dabei die Schattenseite nicht, ertragen nicht, daß der Vater schon lange tot ist.

#### *Obszönität des Urvaters*

Greifen wir noch einmal die Frage auf, ob der psychoanalytische Diskurs an demselben fiktionalen Wahrheitsbegriff gemessen werden kann wie die individuelle Subjektkonstruktion. Die Frage greift zu kurz. Denn schließlich begründet sich ein Diskurs ja nicht selber, sondern wird von einem Urheber, Schöpfer, Erzeuger, der hier eben Freud heißt, in die Welt gesetzt. Die Verdrehungen, Umordnungen und – vielleicht – Verfä-

schungen des Diskurses gehen deshalb eindeutig zu Lasten der Person Freuds. Es ist wirklich Freud, der die Fakten geschönt, verdreht und zu seinen Gunsten gefälscht hat. Doch Vorsicht, nicht Freud als Person entpuppt sich dabei als Sünder. In den Texten, aus denen wir Rückschlüsse auf seine Person ziehen, treffen wir vielmehr auf einen Freud in der Schrift, einen zum Textkörper entfremdeten Freud. Sagen wir terminologisch genauer: In den Texten treffen wir auf Freuds Begehren; wir treffen auf das sündige, obzöne Begehren des Anderen.

Nehmen wir also an – und Zweifel sind wohl wirklich ausgeschlossen, denn die Fakten liegen offen zutage –, daß Freud die unschönen Dinge, von denen berichtet wird, wirklich gesagt, getan und geschrieben hat und daß er auf diese zum Teil unsaubere Weise den Diskurs der Psychoanalyse in die Welt setzte. Die Einsicht ist betrüblich, aber weniger zerstörerisch, als es H. Israels und M. Borch-Jakobsen annehmen. Denn, wie gesagt, die Person Freuds oder gar das Zeugungsprodukt »Psychoanalyse« sind damit nicht in Gefahr. Womit wir es zu tun haben und was die Kritiker übersehen, ist, wie gesagt, das Begehren des diskurszeugenden Freud. Dieses Begehren des Anderen, das immer obszön und sündig ist und mit dessen Schändlichkeit und Erniedrigung jedermann zu kämpfen hat.<sup>31</sup>

Uns bleibt ein Erdenrest  
Zu tragen peinlich  
Und wär er von Asbest  
Er ist nicht reinlich.«<sup>32</sup>

31 Ders.: Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens, in: Studienausgabe Bd V, Frankfurt a.M. 1972, S. 197

32 Johann Wolfgang Goethe: Faust. Zweiter Teil, letzte Szene

Barbara Rendtorff

## Beziehungsmuster und Konfliktlösungen bei Mädchen und Jungen

Soziale Beziehungen unter Kindern sind ein zentrales Element in jeder individuellen Lebensgeschichte, sie sind für das tägliche Schulleben von größter Wichtigkeit, und sie sind ein Spiegel sozialer Beziehungen und Beziehungsregeln der Gesellschaft insgesamt – das macht sie zu einem spannenden und lohnenden Untersuchungsfeld.<sup>1</sup>

Ich beschäftige mich seit geraumer Zeit mit der Frage, wie sich die Geschlechterordnung als gesellschaftliche oder symbolische Struktur im Verlauf der kindlichen Entwicklung in den Individuen verankert, sich auf die jeweils einzelne Geschlechtsidentität auswirkt und sich darin gewissermaßen »einnistet«. Dabei wird untersucht, daß sich die Spuren dieser Struktur in allen sozialen Verhaltensweisen finden, ja sogar sich auf die jeweiligen, vermeintlich authentischen Empfindungen der Individuen auswirken. Zur Zeit untersuche ich die Aspekte Aggression und Konfliktlösungsstrategien unter dieser Perspektive. Dazu habe ich u.a. auch eine Reihe von Interviews mit jungen Erwachsenen geführt. Ich habe sie ge-

1 Vgl. z.B. Krappmann, Lothar / Oswald Hans: Alltag der Schulkinder. Beobachtungen und Analysen von Interaktionen und Sozialbeziehungen, Weinheim 1995; Breidenstein, Georg / Kelle, Helga: Geschlechteralltag in der Schulklasse, Weinheim 1998; Stöckli, Georg: Eltern, Kinder und das andere Geschlecht. Selbstwerdung in sozialen Beziehungen, Weinheim 1997; Valtin, Renate: Mit den Augen der Kinder, Reinbek 1991; Youniss, James: Soziale Konstruktion und psychische Entwicklung, Frankfurt a.M. 1994

fragt nach ihren Erinnerungen an das Alter zwischen zehn und zwölf Jahren, über ihre Freundschaften, ihre Streitigkeiten und ihre Konfliktlösungswege, und ich habe auch gefragt, wie sie Streitigkeiten in ihrer eigenen Geschlechtsgruppe erinnern im Verhältnis zu solchen in der gegengeschlechtlichen Gruppe.<sup>2</sup> Meine Überle-

2 Dazu kurz noch einige methodische Überlegungen. Die Schwierigkeiten, die sich bei unmittelbaren Beobachtungen und Aufzeichnungen von Alltagsgeschehen ergeben, sind evident – oft läßt sich nur schwer unterscheiden, ob eine Geste zufällig oder beabsichtigt ist, welche Vorgeschichte wirksam ist, ob diese individuell oder geschlechtstypisch ist usw. Auch die direkte Befragung von Kindern, auch etwa über die Konstruktion von Dilemmata\*, ist nicht unproblematisch. Kinder können meist nur eine unmittelbare Auskunft geben. Aber der Blick auf das Geschehen als Ganzes wird erst aus der Distanz möglich, und Kinder sind entwicklungspsychologisch betrachtet nur begrenzt zu einer solchen Distanznahme fähig. Die Befragungen von Erwachsenen über ihre Kinderzeit sind dagegen v.a. deshalb schwierig, weil die Erinnerung durch viele Filter gegangen ist, das Geschehen im Nachhinein einer individuellen Legende und/oder einem »Familienroman« zugeordnet wird. Auch in Hinblick auf die Geschlechtszugehörigkeit wird das eigene Verhalten in der Kinderzeit (sowie das der anderen) gewissermaßen verdichtet, selektiv in bezug auf Geschlechtsstereotypen erinnert und in einem »reflexiven Zirkel« (Hirschauer) als Vorstufe erwachsener Geschlechtsrollen interpretiert. Ich habe deshalb Jugendliche und junge Erwachsene mit einem Leitfrageninterview befragt nach ihren Erinnerungen über die Altersspanne zwischen zehn und zwölf Jahren. Diese Befragten (GymnasiastInnen zwischen 15 und 20 Jahren) sind im Alter einerseits weit genug entfernt von den Kinderjahren, aber die Wirkungen der Uminterpretation der eigenen Erfahrungen sind noch nicht so weit fortgeschritten wie im Erwachsenenalter.\*\* Interviews sind immer eine »kooperative Form der Datenerzeugung.« Angeregt durch die Fragestellung geben die Befragten Auskunft über sich selbst und über das Verhalten der anderen, über geschlechtstypisches Verhalten in ihrem eigenen Geschlecht und über das der anderen. Insofern

gung war dabei, daß diese 16- bis 20jährigen einerseits von der Kinderzeit weit genug entfernt sind, um auf sie zurückblicken zu können, andererseits noch nicht so weit entfernt, daß die Erinnerung durch diverse Legendenbildungen, nachträgliche Einordnungen usw. verfälscht und umgedichtet ist, wie es bei Erinnerungen aus dem späteren Erwachsenenalter zu erwarten ist.

Meine Fragestellung geht also in zwei Richtungen: einerseits allgemein auf das Thema Streit, Aggression und Konfliktlösungen,

können ihre Berichte im Sinne der Biographieforschung als eine »Schnittstelle« von Subjektivität und Objektivität gelesen werden. Bei Auskünften über Identitätsaspekte, die mit gesellschaftlichen Normen zu tun haben, sind aber immer schon existierende Vorannahmen über die Geschlechter zu berücksichtigen – sie müssen deshalb zugleich als subjektiv wahr wie auch als Ergebnis eines vorab angelegten Wahrnehmungs- und Interpretationskontextes verstanden werden. Der Erwerb von Geschlechtsidentität ist ein dynamischer Prozeß, der lange vor dem erinnerten Zeitraum begonnen hatte und zum Zeitpunkt der Befragung noch längst nicht abgeschlossen ist. – \*Vgl. z.B. Damon, William: Die soziale Welt des Kindes, Frankfurt a.M. 1984; \*\*Im Aufbau der Fragestellung habe ich mich orientiert an Valtin, Renate / Fatke, Reinhard: Freundschaft und Liebe, Donauwörth 1997, die sich ihrerseits an Selman angelehnt haben. Ich habe vorerst 12 Interviews geführt (jeweils mit [m] für männlich und [w] für weiblich gekennzeichnet) und ausgewertet – diese können als Vorstudie für eine ausführlichere Untersuchung der Fragestellung betrachtet werden bzw. im Sinne der »grounded theory« auch mögliche künftige Fragestellungen präzisieren helfen. Vgl. Terhart, Ewald: Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft, in: Friebertshäuser, Barbara / Pregel, Annedore: Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim 1997, S. 29 f.; Vgl. Marotzki, Winfried: Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 3/1999, S. 336

ihre Grundformen und Bedeutung in der kindlichen Entwicklung, und zum anderen dahin, welche Facetten der Geschlechterordnung sich darin widerspiegeln, oder umgekehrt: wie Geschlechtstypisierungen auf die Formen von Streit und Konfliktlösung einwirken.

Wenn es um Konflikte unter Kindern geht, zumal in der Schule, dann schauen insbesondere die Medien meist auf den Aspekt der Gewalt, d.h. auf auffällige, besonders eskalierende Situationen. In dem folgenden Text soll es aber um eher alltäglichen Streit und Versöhnung gehen, um Konflikte und Konfliktbewältigungsstrategien bei Mädchen und Jungen. Denn obgleich ja die allermeisten Kinder nicht gewalttätig sind oder werden, so sind sie doch offenbar unentwegt mit kleineren und größeren Streitigkeiten beschäftigt. Meines Erachtens ist dies nicht einfach ein Ausdruck des Mißlingens sozialer Verhältnisse, sondern Bestandteil des normalen kindlichen Soziallebens. Ich gehe im folgenden davon aus, daß »Streit soziale Ordnung nicht zerstört, sondern bindet«,<sup>3</sup> daß auch bei Kindern der Streit »durchaus zur Freundschaft gehört und nicht nur ein disruptives Element darstellt«,<sup>4</sup> ein wichtiges soziales Element der Ko-Konstruktion von Beziehungen und des Aufbaus der eigenen Ichgrenzen.

Eine zweite These ist dabei, daß es hinsichtlich Konfliktanlässen, Konfliktverlauf und Lösungswegen zwischen Jungen und Mädchen deutliche und beschreibbare Unterschiede gibt. Geschlechts-

3 Vgl. Buchholz, Michael: Streit und Wider-Streit – Unbewußtheiten im kulturellen Kontext, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 41/1992, Heft 1, S. 172 f.

4 Krappmann, Lothar, zit. bei: Böhnisch, Lothar: Pädagogische Soziologie, Eine Einführung. Weinheim 1996, S. 234f.

stereotype Beziehungsformen von Frauen und Männern wachsen in einem langen Einübungsprozeß, über dessen Verlaufsform und spezifische Aspekte nur wenig Klarheit herrscht, der sich aber in jeder Lebensphase auf je spezifische Weise darstellt. Geschlechterbilder und geschlechtstypische normative Erwartungen der Gesellschaft schreiben sich kontinuierlich in die Selbstbilder bzw. Erwartungen ein, die Kinder an sich selbst haben. All das konturiert die gesellschaftlichen Bilder von männlich und weiblich – nicht zuletzt in den Sozial- und Beziehungsformen.

Ein Hauptaustragungsort dieser Konflikte ist die Schule, und zwar in zweierlei Hinsicht: als zentraler Schauplatz, sofern die Schule der wichtigste Sozialraum für Kinder ist, zum anderen aber, weil die Schule ein »öffentlicher Ort« ist, an dem nicht familiäre Beziehungs-Regeln gelten, sondern die Regeln der Institution, der Kultur und der Arbeit. Zu lernen, Beziehungen (zu Kindern und zu Erwachsenen) in diese Regeln einzubetten, ist eine zentrale Entwicklungsaufgabe für Kinder und Heranwachsende, eine Bedingung für soziale Kompetenz und Eigenständigkeit. Eine dritte These wäre also, daß »die sozialintegrative Seite der Schule durch Konflikt handeln aktiviert« werden kann.<sup>5</sup>

Beziehungsfähigkeit und Beziehungen als Sozialform sind nun zweifellos einer der am stärksten differierenden Aspekte in den stereotypen Bildern über Frauen und Männer, wie sie dem Alltagsdenken und -handeln unterliegen: Frauen tratschen, tuscheln, streiten, sie kümmern sich, sind neugierig, verantwortlich, mißgünstig – mit einem Wort, sie gelten als stärker »bezogen«, während in dem Bild von Jungen und Männern eher enthalten ist, daß sie ihre Beziehungen im positiven Falle mit wenig Worten und einem

5 Böhnisch, Lothar, ebd., S. 235

Schlag auf die Schulter erledigen und im Konfliktfall schneller handgreiflich werden. Sie »vertrauen auf ihre persönliche Macht, aber häufig überschätzen sie diese auch.«<sup>6</sup> Es wird sich zeigen, daß Streit und Konflikte bei Jungen und Mädchen in einigen wesentlichen Aspekten ganz ähnliche Strukturen aufweisen, es zeigen sich aber auch viele Facetten alltags-stereotyper Geschlechterauffassungen. Die bekannte Aufteilung »Frauen reden – Männer handeln« fällt ja nicht vom Himmel – an dem langen Weg geschlechtstypischer Einordnung hat die Einübung von Beziehungsformen mit je spezifischen Aspekten einen wesentlichen Anteil.

Ein in dieser Hinsicht auffälliger Aspekt ist natürlich der unterschiedliche Umgang mit Gewalt und Aggression. Die Äußerungsformen von Aggression sind statistisch gesehen recht gut belegt: Unstreitig sind Gewaltverbrechen eine ganz überwiegend männliche Domäne, auch vom Straßenraub bis zu Schlägereien an Schulen sind Fäuste und Waffen unmittelbar mit Männern und Jungen verknüpft.<sup>7</sup> Als psychosoziale Auffälligkeiten, die in Beratungsstellen erfaßt wurden, überwiegen bei Jungen und männlichen Jugendlichen antisoziales und aggressives Verhalten, bei Mädchen Trennungsängste, Angst vor Beziehungsverlust und Selbstwertprobleme.<sup>8</sup> Aggressivität ist eine extravertierte soziale Verhaltensform, sie fällt stärker auf – folglich werden auch in Kindertherapien mehr Jungen vorgestellt als Mädchen, deren Probleme »weniger lärmend

6 Hopf, Hans H.: Geschlechterunterschiede in Träumen, in: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 41/1992, Heft 5, S. 178

7 Vgl. Nissen, Gerhart: Zur entwicklungsabhängigen Metamorphose von Aggression und Gewalt, in: ders. (Hg.): *Aggression und Gewalt*, Bern 1995; Kersten, Joachim / Steinert, Heinz (Hg.): *Starke Typen*, Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie 1996, Baden-Baden 1997

8 Vgl. Hopf, Hans H., a.a.O., S. 177 f.

und stärker nach innen gewandt« sind.<sup>9</sup> Bei Jugendlichen kehrt sich das Verhältnis um mit einer Zunahme v.a. von Eßstörungen, psychosozialen Krankheiten und Depressionen bei weiblichen Jugendlichen.<sup>10</sup> Aggressivität und demonstrative, »laute« Anpassungsprobleme werden bei jungen Männern eher vom gesellschaftlichen Männlichkeitsbild abgedeckt als bei Kindern, die überwiegend aus einer pädagogischen Perspektive als Wachsende und Werdende betrachtet werden, die noch nicht voll in die Geschlechterrollen eingetreten sind. Die sozialen Probleme junger Frauen erscheinen dagegen gesellschaftlich gesehen als kontraproduktiv, während ihre stumme Vorgeschichte mit Selbstunsicherheiten und depressiven Zügen in der Mädchenzeit nicht zuletzt pädagogisch betrachtet als unauffällig oder angepaßt empfunden wurde.

Wir sehen also zwei stereotype Erwartungen sich überkreuzen: In der Kinderzeit überwiegt als Forderung der Gesellschaft die Anpassung – folglich wird die laute Abweichung sanktioniert und als therapiebedürftig selektiert, aber das Verstummen (Brown/Gilligan) junger Mädchen fällt nicht weiter auf. Im Erwachsenenalter überwiegt als Forderung der Gesellschaft die aktive Teilnahme – und da werden Unsicherheit, Selbstzweifel und depressive Ichschwächen auffällig und gelten nun als therapiebedürftig, während aggressive Auffälligkeiten als in gewissem Maße tolerierbarer Aspekt von Aktivität erscheinen.

9 Ders.: *Aggression in der analytischen Therapie mit Kindern und Jugendlichen*, Göttingen 1998, S. 38

10 Vgl. ebd., S. 37 f.

Die je individuelle Geschichte der Aggression, die ja nicht zuletzt die Ausbildung von gesellschaftlichen Streitkulturen bestimmt, hat also je schon eine Geschlechterseite. Dabei können wir grundsätzlich davon ausgehen, daß Streit (oder Aggression, sogar Haß) und Liebe untrennbar zueinander gehören, weil sie innerhalb der menschlichen Trieborganisation derselben Quelle entstammen: den Wünschen und Ansprüchen, die auf Objekte gerichtet sind, und den Befriedigungen (oder den ausbleibenden Befriedigungen), die diese Beziehungen erbringen. Beide sind dabei Organisatoren des Triebgeschehens, d.h. soziale Formen, in denen Begründung und Kränkung, Verlust und Verzicht in eine Form gegossen werden, die das Chaos der wilden (unbeherrschten) Triebe mäßigen soll.

Die Liebe (hier verstanden als Inbegriff einer emotional wichtigen Beziehung) drückt den Bezug auf das Objekt als mögliche Lustquelle aus, der Haß (auch dies gewissermaßen als »schärfste« Variante unfreundlicher Gefühle gegen das Objekt verstanden) aber ist älter als die Liebe, schreibt Freud. Er entstammt den Abwehrbewegungen des Ich gegen die »reizpendende Außenwelt« insgesamt und ist deshalb als Ausdruck eines »Icherhaltungstriebes« aufzufassen. Beide Strebungen sind zwar gegensätzlich, gehören aber zusammen, sie treten regelmäßig gemeinsam auf, als ein Gegensatzpaar, das Freud auf verschiedene Weise begrifflich zu fassen versucht hat: als Gegensatz von Ich- und Sexualtrieb, später von Lebens- und Todestrieb, jedenfalls aber als ein widersprüchliches Mit- und Gegeneinander divergierender Strebungen im Triebgeschehen. Den aktiv-aggressiven Anteil an den Sexualtrieben bezeichnet Freud als eine Beimengung von sadistischen Komponenten – die sich im ungünstigen Falle selbständig machen

können (sich »ent-mischen«) und dann als sadistische Perversion die Oberhand über die Triebmischung bekommen können.<sup>11</sup>

In den frühen Organisationsstadien der Libido sind beide Komponenten in der libidinösen Beziehung auf Objekte miteinander eng verbunden – die sadistische Komponente ist hier erkennbar als das Fressenwollen bzw. Sicheinverleiben-Wollen oder als Bemächtigungsdrang. »Diese Form und Vorstufe der Liebe ist in ihrem Verhalten gegen das Objekt vom Haß kaum zu unterscheiden. Erst mit der Herstellung der Genitalorganisation ist die Liebe zum Gegensatz von Haß geworden.«<sup>12</sup> Wenn wir den Eindruck haben, daß in einer Beziehung Liebe in Haß umschlägt oder sich verwandelt, dann ist das also jeweils eine Regression »auf eine sadistische Vorstufe«, so daß das Hassen einen libidinösen oder sogar erotischen Charakter erhält »und die Kontinuität einer Liebesbeziehung gewährleistet wird.«<sup>13</sup> Hier dient also der Haß dem Weiterbestand der Beziehung, weil er die erotische Bindung aufrechterhält.

In meinen Interviews beispielsweise taucht als häufiger Konfliktanlaß die Eifersucht auf – auf andere Kinder oder auf Erfolge des/der anderen. »Wahrscheinlich war sie [die Freundin] auch die ganze Zeit auf mich sauer, weil ich mit anderen Mädchen auch

11 Vgl. z.B.: Sigmund Freud: Jenseits des Lustprinzips, in: Studienausgabe Bd. III, hier S. 261 ff.; ders.: Triebe und Triebchicksale, in: StA Bd. III, hier S. 96 ff.; ders.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, in: StA Bd. V

12 Ders.: Triebe und Triebchicksale, a.a.O., S. 101

13 Ebd., S. 102. Auch hier ist »sadistisch« nicht im umgangssprachlichen (negativen) Sinne zu verstehen, sondern im psychoanalytischen. Da ist (s.o.) die sadistische Strebung eine grundlegende aktiv-aneignende Komponente des Sexualtriebs, besonders betont in der analen Organisationsphase der Libido, in der dem Subjekt »die Schädigung oder Vernichtung des Objekts gleichgültig ist.« (ebd.)

was zu tun hatte, und dann hat sie immer gesagt: Oh, gestern hab ich das und das mit der und der Freundin gemacht, und das war so toll, und so, und du warst nicht dabei – und sowas. Sowas hat mich dann immer aufgeregt.« [w] Auch die häufig berichtete Erfahrung von Ausschluß aus der Clique scheint mir mit Eifersucht zusammenzuhängen – und zieht gewissermaßen selbsttätig die eigene Gemeinheit nach sich. »Also ich hatte so Dreiecksbeziehungen von Freundschaften, daß ich also zwei Freunde hatte, und daß Konflikt oder auch Streit entstanden ist über so'n Ausgrenzen von einem von uns dreien. Das ist irgendwie sowas, was ich für mich als Gefühl aus dieser Zeit noch so hab, was mich da irgendwie auch belastet hat z.T., ja, daß es dann irgendwie plötzlich die Situation gab, daß im Extremfall dann nicht mehr mit einem geredet worden ist, daß zwei Leute einen dann im Moment ignoriert haben, oder daß man dann so zwischen den Stühlen stand, daß man dann gemerkt hat, man kommt jetzt gerade selber in die Situation, fies zu sein, daß man jemanden ausschließt gerade, ja, und sich dabei auch irgendwie ertappt hat, aber das war so'n Vorgang, der dann irgendwie so ne Eigendynamik auch bekommen hat, daß man dann fast schon unbewußt jemanden ausgegrenzt hat.« [m] Die Kontaktaufnahme nach dem Streit wird dann oft mit allgemeinen entschuldigenden Floskeln begleitet, die der Situation die Schärfe nehmen sollen.

Der Aspekt der Regression taucht häufig in relativierenden Bemerkungen auf, die unterstreichen sollen, daß den Beteiligten bewußt ist, daß die Form ihres Streits in eine kindliche »Läster-Zeit« [m] gehört – u.U. läßt sich Regression aber auch genießen. »Also ich fand das schon klasse, ich konnte mich da richtig reinsteigern in dieses Schmollen, auch wenn diejenige mich dann beleidigt hatte, und sie wollte sich auch gerne entschuldigen, und irgend-

wie hab ich das dann immer gleich abgeblockt und gleich immer noch was dagegen gesagt und immer noch einen draufgesetzt – also ich hab dann teilweise gedacht: so, jetzt soll sie leiden. Jetzt soll sie sehen, daß sie mich verletzt hat und daß ich beleidigt bin – und das hab ich auch dann ab und zu mal gemacht, wenn eigentlich ich diejenige war, die verletzend war, einfach weil ich ...« Int.: Weil du das Schmollen so schön findest? »Ja, weil ich das so schön finde (lacht) – fand.« [w]

Was sich hier für eine verallgemeinerte Auffassung erkennen läßt, ist die enge Zusammengehörigkeit von Zuneigung, Spannung und Konflikt in einem ambivalenten Komplex. Der hat, sofern es sich eben um Vorstufen bzw. Regressionen handelt, mit oralen, analen und urethralen Aspekten zu tun. Der Kinderanalytiker Michael Buchholz macht darauf aufmerksam, daß auch die Metaphern, mit denen Streit umgangssprachlich umschrieben wird, aus diesen drei Bereichen stammen. Anklänge an die Analität sind sprichwörtlich abgebildet in Metaphern wie »Stunk« oder »Streit reinigt die Luft«, die urethrale Thematik in Metaphern wie »verpissen« oder »sauer sein«, und orale Aspekte in Metaphern, die mit »Biß« oder Beißen zu tun haben, oder »jemandem einen Zahn ziehen« o.ä. »Streit wird als Kastration und Kastrationsdrohung erlebt, was in der Redewendung, daß man jemanden »zur Schnecke« mache, gut zum Ausdruck kommt: »Schnecke« ist ja auch ein Slang-Ausdruck für das weibliche Genitale.«<sup>14</sup> Er kommt deshalb auch zu der Auffassung, daß im Streit »tabuisierte Triebfiguren vergesellschaftet« werden, allerdings

14 Michael Buchholz: Streit und Wider-Streit – Unbewußtheiten im kulturellen Kontext, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 41/1992, Heft 1, S. 18

begrenzt auf die private Sphäre: »Man macht seinen Stunk nicht öffentlich«.

### *Streit als Strukturierung des Triebgeschehens*

Von hier aus ließe sich der Schluß ziehen, daß der Streit nicht nur bei der Bewältigung von Spannungen, sondern allgemeiner bei der Strukturierung des Triebgeschehens und der Errichtung der inneren Ordnung behilflich ist, ja daß das seine eigentliche Aufgabe ist, und daß er die jeder Beziehung innewohnenden Anteile von Aggression sozialverträglich bindet / binden soll. Daraus folgt natürlich als erstes, daß die Forderung nach der *Vermeidung* von Streit, wie wir sie insbesondere an Kinder richten (aber auch an uns selbst), ganz unangemessen ist. Eher würde die Angst vor Streit darauf hindeuten, daß er mit der Befürchtung verbunden wird, daß das mühsam geordnete Triebgeschehen keine Irritation erträgt, sofort durcheinandergerät und das dadurch entstehende innere Chaos als gefährlich imaginiert wird.

Streit einfach als Regression auf eine unreife Beziehungsebene aufzufassen, wäre also auch unangebracht – eher könnten wir darin eine Überprüfung, eine Reorganisation der Struktur oder sogar eine Re-Erotisierung, eine Neu-Besetzung einer Beziehung sehen.

Nach meinem Eindruck verwenden Jugendliche einen Großteil ihrer Zeit und Energie darauf, Streit herbeizuführen, um ihn anschließend auf vielfältigste Weise auszutragen, ausdiskutieren und beizulegen – und zwar logischerweise v.a. mit denjenigen Freunden oder Freundinnen, die ihnen wichtig sind (denn man kommt ja kaum einmal jemandem emotional so nahe wie in einem heftigen Streit), oder/und wo die Beziehung an solche chaotischen Triebanteile erinnert.

Das hängt sicher mit der wichtigsten Entwicklungsaufgabe der Adoleszenz zusammen, nämlich dem Übergang von der Sphäre der Familie in die Sphäre der Kultur bzw. Arbeit, wobei die eine Sphäre für Kontinuität und Bindungen steht, die andere für Wandel, Veränderung, Autonomie.<sup>15</sup> In ihrer Eigenlogik scheinen sich diese beiden Bereiche antagonistisch gegenüberzustehen, ohne daß allerdings das Individuum sich für jeweils die eine oder die andere Seite entscheiden könnte, da beide für ein soziales Leben nötig sind. Insofern ist »Übergang« hier eine mißverständliche Vokabel, denn nach einer Phase öffentlichkeits (also kultur)betonten Lebens im jungen Erwachsenenalter gewinnt ja die hier als »familial« bezeichnete Seite des sozialen Lebens zunehmen wieder an Wichtigkeit, ohne daß die andere verschwindet – beide bleiben in je unterschiedlichen Mischungsverhältnissen wirksam. Insofern wäre die Spätadoleszenz (bzw. das frühe Erwachsenenalter) eine Art Moratorium, das vorübergehend, aber nur scheinbar der Kulturseite die Oberhand gibt.

Die Aufgabe der Adoleszenz ist die Ablösung von der Familie – und da besteht das Neue darin, »daß Fremde, nicht zur Familie gehörende Menschen zu Liebesobjekten werden können.«<sup>16</sup> Bei den Beziehungskonflikten der Kinder steht die Sexualität noch nicht im Vordergrund – wohl aber die Frage, wie wichtig eine Person ihnen ist, wie nah sie kommen darf und soll, wie Ähnlichkeit und Andersheit erträglich sind. Und ins Zentrum rückt die Frage, wie sich auß-

15 Vgl. Mario Erdheim: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit, Frankfurt a.M. 1984; ders.: Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur, Frankfurt a.M. 1994; ders.: Aggression und Wachstum, in: Urte Finger-Trescher: Aggression und Wachstum, Mainz 1992

16 Erdheim, Mario: Aggression und Wachstum, a.a.O., S. 34

erfamiliale, emotional wichtige und eigenständige Beziehungen gestalten lassen – wenn sie wie familiäre funktionieren würden, könnte sich keine Streitkultur entwickeln, denn die Familie hat ja vorrangig die gesellschaftliche Aufgabe, Konfliktpotentiale zu binden und zu beruhigen. Der Streit bringt eine »Metamorphose des Selbstgefühls«, schreibt Buchholz. »Das regelmäßige Verwirrende und in den abklingenden Phasen des Streits Gefühle der Schuld, der Scham und der Reue hervorrufende Moment ist in meiner Sicht, daß die Metamorphose die Anerkennung einer paradoxen Identitätsdefinition erzwingt: ›Im Affekt‹ muß man zur Kenntnis nehmen, daß man der nicht ist, der man ist.«<sup>17</sup> Dabei steht man manchmal selbst ›neben sich‹, und das geht dann durchaus auch mit Scham und Gefühlen von Kleinheit einher.

#### *Einüben von Beziehungsmustern*

Es geht für die Jugendlichen also v.a. darum, systematisch in Beziehungen einzuüben, die wichtig, nah und intim sind, aber außerhalb der gewohnten familialen Beziehungsstrukturen stattfinden. So sagt auch einer der von mir interviewten jungen Männer, »daß es immer leichter war, sich in der Familie abzuarbeiten, weil es einfach auch irgendwo so'n gefestigter Raum ist, ja, und man eher nicht so schnell Verlustängste entwickelt, als wenn man sich im Freundeskreis streitet, weil man dann vielleicht gerade aufgrund der Tatsache, daß man ja selber immer mit Rückzug reagiert hat, dann vielleicht auch Angst vor dem Rückzug von anderen hatte, unbewußt, und dann deshalb die Konfrontation vermieden hat.« [m] Im Freundeskreis, im Aufeinandertreffen mehrerer unabhängiger Individuen,

17 Buchholz, Michael, a.a.O., S. 19

ist es gefährlicher, sich zu streiten, weil die Zuverlässigkeit des Gegenübers nicht genauso wie in der Familie erwartet werden darf, also seine Fähigkeit und Bereitschaft, den Konflikt zu überstehen und die Bindung trotz Streit aufrechtzuerhalten.

Da in unserer Gesellschaft die Frauen (Mütter) der Kontinuität und der Familie zugeordnet sind, die Männer aber der Arbeit, der Kultur und dem Wandel, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß sich die Beschäftigung mit außerfamilialen intimen Beziehungen für Mädchen und Jungen unterschiedlich gestaltet. Als ›familiale‹ Regeln, die im familiären Raum oder/und in ähnlich strukturierten Feldern gelten und eher den Frauen zugeschrieben werden, können wir v.a. die Vorgabe auffassen, in Auseinandersetzungen Zusammengehörigkeit, Einigkeit und Ähnlichkeit zu suchen und zu betonen. Die Konfliktregel im öffentlichen, als tendenziell männlich aufgefaßten Raum ist eher die des Aushandelns divergierender Interessen, die dabei aber unterschiedlich, konträr oder sogar unversöhnlich *bleiben* sollen, denn im öffentlichen Raum ist Interessenkonvergenz illusionär und kontraproduktiv. Gleichwohl muß der Aushandlungsprozeß auch hier insofern ›sozialverträglich‹ sein, als er hierarchische Modelle von Ausschluß und Unterwerfung vermeiden soll. Hier zeigt sich im übrigen auch ein Problem der Schule. Wenn nämlich die Schule zu sehr die Aufgabe übernehmen will oder soll, Familienverhältnisse zu ersetzen oder in Konkurrenz zur Familie die ›bessere‹ Beziehungsform anzubieten, dann »werden zum Beispiel die Noten vom Schüler nicht als Aussagen über seine Leistungen erfahren, sondern als Liebesbeweise bzw. als Drohungen des Liebesentzuges.«<sup>18</sup> Was für die Noten gilt, ließe sich hin-

18 Mario Erdheim: Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur, a.a.O., S. 209 f.

zufügen, kann ebenso für ›Lob und Tadel‹, also die Beziehungen zwischen LehrerIn und SchülerIn unterstellt werden – und hier wissen wir ja schon aus der empirischen Schulforschung, daß Mädchen empfindlicher sind in bezug auf das feed-back ihrer LehrerInnen.<sup>19</sup> Streitvermeidung auf beiden Seiten (aus teils unterschiedliche, teils ähnlichen Gründen) würde hier also wiederum das geschlechtstypische Streit-Muster befördern.

Gesellschaftlich gesehen hätte Streit also die Aufgabe der Organisation von Ambivalenz, der Überprüfung von Bindungen und der immer wieder erneut notwendigen Strukturierung und Festigung der Trieborganisation. Dabei gibt es offenbar zwei unterschiedliche Modalitäten, die den verschiedenen Gesellschaftsbereichen zugeordnet sind. Aufgrund der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse wird hier eine eindeutigen Zuordnung auf Mann und Frau zugrunde gelegt. Wir gehen ja heute allgemein davon aus, daß das Geschlechterverhältnis ein zentraler Bestandteil der Sozialorganisation ist, d.h. daß jedes individuelle Handeln, v.a. wenn es auf Geschlecht Bezug nimmt, eine bedeutungskonstituierende und Bedeutung stützende, bestätigende Aktivität ist. Da aber Geschlecht ein so grundlegend strukturierender Aspekt ist, ergibt sich als Dynamik, daß das ausdrückliche Vergleichen und Abgleichen auf der Ebene der Geschlechterordnung die vermeintlichen Geschlechterunterschiede betont oder gar herbeiredet. »Im Verlauf von Interaktionen ›verwandeln‹ Teilnehmer einander nun in Frauen oder Männer«, beschreibt es Stefan Hirschauer, »indem sie sich nicht nur als solche erkennen, sondern in ihrer Erkennbarkeit adressieren (und adres-

19 Vgl. Horstkemper, Marianne: Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen, Weinheim 1987

sieren lassen). In diesem Sinn wird z.B. eine Frau zur Existenz gebracht, sobald eine Äußerung, eine Geste oder ein Blick eines der Stereotypen aktualisiert, die eine anwesende Person in die Position einer ›Frau‹ versetzt und als Exemplar dieser Kategorie kenntlich macht.«<sup>20</sup> Das zeigt übrigens auch ein Grundproblem jeder empirischen Untersuchung: denn jede explizite Frage nach Geschlechteraspekten führt unweigerlich zur Reifizierung, zur Verfestigung oder Konkretisierung von Geschlechterstereotypen oder -klischees – einmal ganz abgesehen davon, daß ja der Augenschein, die Abbildung der Wirklichkeit nicht die Kategorien für ihre eigene Interpretation hervorbringen kann. »Man kann froh sein, wenn eine empirische Untersuchung keinen »eigenständigen Geschlechtseffekt« findet. Denn was wäre ein solcher anderes als eine unvollständige soziologische Analyse alltagsweltlicher Essentialisierungen?«<sup>21</sup> – so wieder Hirschauer.

#### *Geschlechtstypische Aspekte*

Der größte Teil der Literatur über Geschlechterbeziehungen und unterschiede macht hier jedoch einen entscheidenden Trick. Zwar anerkennen die AutorInnen in aller Regel heute die Seite der konstruktiven Aktivität, aber das vermischt sich meistens mit einer stillschweigenden Aktivierung oder ›Anrufung‹ eines naturalisierenden Alltagsdenkens. Dann werden Geschlechterausprägungen aufgesucht, dargelegt und biologisierend interpretiert, ohne daß in den Blick kommt, daß dabei nur (oder doch wesentlich) die schon vor-

20 Stefan Hirschauer: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4/1994, S. 678

21 Ebd., S. 669

her bestehenden Stereotypen bestätigt und bebildert werden. Alltagsannahmen über die Geschlechtscharaktere gehen ja immer von deren Konstanz und Naturhaftigkeit aus, und sie konstruieren das Geschlechterverhältnis in aller Regel symmetrisch dichotom: d.h. zu dem, was sich beim einen findet, wird bei dem anderen das symmetrische Gegenbild erwartet und vorausgesetzt. So entstehen Titel wie »Frauen sind wie andere Planeten«, Metaphern von den »Zwei Kulturen« oder die Klage, Frauen und Männer könnten sich »einfach nicht verstehen«.

Zweifellos gibt es signifikante Unterschiede im Erleben zwischen Frauen und Männern. Das soziale Gewordensein läßt sich sehr schön ablesen an einer Untersuchung von Valtin/Fatke, in der die Vorstellungen über Freundschaft und Liebe zwischen Ost- und Westdeutschen verglichen werden.<sup>22</sup> Die Ost-West-Unterschiede in den Dimensionen Intimität, Emotionalität, Selbstentfaltung usw. gingen regelmäßig auf das Konto der Westberliner Frauen und der Ostberliner Männer, die sich am markantesten unterschieden. Die Ost-Sozialform, in der als höchstes Gut der Freundschaft Zuverlässigkeit und Vorhersehbarkeit rangiert, ist besonders ausgebildet bei den Männern; die West-Sozialform, in der als höchstes Gut der Freundschaft die Sicherung von Ausgestaltung der eigenen Individualität genannt wird, ist besonders stark ausgeprägt bei den Frauen. Da die WestberlinerInnen ihr Leben in der »offenen Risikogesellschaft« insgesamt eher als unsicher empfinden, ist ihnen das »Selbst-Sein-Können« innerhalb der Freundschaft sehr wichtig und wird da besonders von den Frauen betont. Frauen stellen sowieso »im Vergleich zu Männern höhere Ansprüche an Bindung, Intimität, Selbst-

22 Renate Valtin / Reinhard Fatke: Freundschaft und Liebe, a.a.O.

enthüllung und emotionale Unterstützung in ihren Freundschaftsbeziehungen«.<sup>23</sup> Die OstberlinerInnen thematisieren emotionale Aspekte insgesamt weniger, am wenigsten aber die Ostberliner Männer.

In meinen Interviews hat sich auch gezeigt, daß die Rede über die andersgeschlechtliche Gruppe meist deutlich stereotypisierender ist als die Rede über sich selbst und die eigene Geschlechtsgruppe, und daß sich zweitens da, wo stereotype Auffassungen geschildert werden, die Bewertung durch Mädchen und Jungen z.T. gravierend widerspricht. Die »typischen« Aspekte, die dabei beim Gegengeschlecht jeweils besonders betont werden, sind Rauheit bzw. Handgreiflichkeiten bei den Jungen und Zickigkeit bei den Mädchen, und ich habe nach meinen Interviews den deutlichen Eindruck, daß gerade hierin Mädchen und Jungen sehr wenig verstehen, was die Handlungen für die jeweils andere Geschlechtsgruppe bedeuten.

Handgreiflichkeiten werden fast ausschließlich von und über Jungen berichtet. Dabei muß zwischen Rangeleien und Prügeleien deutlich unterschieden werden. Rangeleien sind sicherlich auch eine Form gegenseitiger Berührung, sie finden vor allem unter Freunden statt und dienen der Übung und der eigenen Positionierung: *»Diese Rangeleien, wie sie den ganzen Tag von morgens bis abends gingen, die waren nicht ernst gemeint, sondern waren Spaßkämpfchen. Und das macht man nicht, wenn man »nen Konflikt hat. Der Zweck des Ganzen war nur, daß man sich da sicher sein konnte, wenn es zum Konflikt käme, wüßte man, wer ist stärker und wer nicht. Also man hat sich unentwegt untereinander so gerangelte, aber nicht, wenn man sauer auf den Jungen war, dann niemals. Also wenn, dann kam es halt wirklich zu »ner echten*

23 Ebd., S. 183

Eskalation. Diese Rangeleien haben eigentlich mit Konflikten nichts zu tun gehabt – auch wenn dann manchmal welche daraus entstanden sind, wenn dann einer plötzlich doch dem anderen wehgetan hat oder so. [...] Ich kann mich nicht erinnern, daß es Schlägereien mit Leuten aus anderen Klassen gab, auch nicht von anderen meiner Klassenkameraden, weil – man hat sich nur mit denjenigen geprügelt, die man wirklich auch kannte [...] Man hat also auch niemanden geschlagen, wo man nicht davon ausging, daß der sich wehren würde.« [m]

Wenn es allerdings um einen richtigen Streit geht, kommt eine andere Dynamik auf. » Man versucht es erstmal durch Beschimpfungen oder so, und dann ist es halt so, irgendwann reicht's dem einen und dann –« Int.: knallt's. »Ja.« [m] Auch diese Schlägereien sind in eine Art Regelförmigkeit eingebettet (– die im übrigen mit zunehmendem Alter als Kodex sicherlich ausdifferenziert wird und spätestens dann jedem männlichen Jugendlichen vertraut ist): »So lange es noch nicht so richtig hart ist, da stehen die meisten dann so drumherum, und manche feuern die dann auch an, aber wenn man merkt, daß es jetzt langsam ernst wird, dann guckt man, daß man die beiden trennen kann.« [m]

Die meisten der jungen Männer beschreiben dieses Muster rückblickend tendenziell positiv als eine unkomplizierte und durchaus effektive Art der Konfliktregelung: »kurz und heftig und sehr verletzend, aber ohne lange Folgen« [m], oder: »Man schreit sich halt an und es ist laut und es fliegt irgendwas, aber danach hat man das auch geklärt« [w], oder: »Bei Jungen, da puscht sich das gegenseitig so auf, und irgendwann dann kloppen sich zwei und danach ist es dann wieder o.k.« [m] »Auch wenn man sich geschlagen hat, war das meistens schon am nächsten Tag wieder vergessen. Man hat

nicht mehr darüber gesprochen, sondern sich so nach und nach wieder angenähert.« [m] Allerdings gibt es auch gelegentlich kritische und selbstkritische Töne, wie die Einschätzung, daß dieses Konfliktmuster nicht eigentlich ein Konfliktlösungsweg genannt werden kann: »... weil es ja keine gelösten Konflikte waren. Es war ja nicht so, daß nachher beide zufrieden waren, oder auch nur eine Seite, sondern es war niemand zufrieden.« [m]

Die tendenziell positive Bewertung des ›Jungen-Musters‹ wird vor allem von den jungen Frauen massiv angezweifelt: »Wie die Jungens das machen – dann bleiben da nämlich die Konflikte irgendwie überall so – also, für mich wär das irgendwie nichts. Weil: ich glaube nicht, daß die sich da irgendwie anschreien und dann so: ›Alter, war nicht so schlimm, und das war's dann – das glaub ich nicht. Ich glaub schon, daß die auf jeden Fall da auch noch drüber nachdenken.« Int.: Aber jeder für sich? »Jeder für sich, weil – dann ist ja offiziell schon alles gut. Und dann kann man's einfach nicht mehr ansprechen.« [w], oder: » Ich weiß noch, daß ich das schrecklich fand, weil ich halt nicht zu meiner besten Freundin gesagt hab ›He, du dummes Arschloch‹ – vielleicht schon mal, aber einfach nicht so schwerwiegend. Ich fand's halt ganz schlimm damals.« [w]

Aber auch die jungen Männer sehen die ›Mädchen-Art‹ einheitlicher als die Mädchen selbst, und was sie daran für typisch halten, gefällt ihnen auch nicht. Streit mit Mädchen werde immer so schnell hysterisch und am Umgang der Mädchen miteinander stört sie die Unoffenheit: »Die haben da ihre Intrigen gesponnen und so [...] weil die Mädchen halt viel weniger direkt sind, also viel eher sauer sind, aber es sich nicht sagen, und wenn der [gemeint ist: die] andere nicht mehr da ist, dann sofort allen anderen mitteilen. Das hat sich sozusagen aus diesen Intrigen, die es damals immer

gab, entwickelt, daß also wenn das eine Mädchen das andere verletzt, dann behält sie es für sich und erzählt es ihren Freundinnen. Das ist das, was die Mädchen machen.« [m] Und ein kleinerer Junge merkt an: »Mädchen tun ja einfach so cool, sie hauen sich nicht, aber sie reden dann so gemein über die anderen, und das tut auch doll im Herz weh.«<sup>24</sup>

Meinen weiblichen Interviewpartnerinnen fällt es auch schwer, zwischen den verschiedenen Formen von Streit und Sticheleien zu unterscheiden – oder jedenfalls die Unterscheidungen, die sie emotional und situativ vornehmen, zu verbalisieren. Eine junge Frau beschreibt rückblickend als wichtigen Punkt den Wunsch, zu verletzen, ohne daß dies jedoch (wie bei den Jungen) ein offenkundiger Aspekt werden darf. »Die Strategien der Mädchen sind schmerzhafter irgendwie, sind mehr darauf bedacht, daß es richtig wehtut – ich mein', das merkt man auch daran, wie Frauen sich rächen, wie Mädchen und Jungs sich rächen. Bei den Frauen, also bei den Mädchen soll's wehtun. Also die wollen daß der [gemeint ist: die] andere auch richtig – und wenn's auch nicht jetzt 'n Jahr ist oder so – daß der [die] andere leidet, und daß der [die] andere sich Gedanken macht.« [w]

Daneben oder dagegen steht, weitgehend unvermittelt, eine idealisierte und romantisierende Darstellung von Harmonie unter Mädchen: »Bei meinen Freundinnen, da war ich dann ganz stark darauf bedacht, daß das alles immer so ganz harmonisch war, daß das alles gut läuft, halt daß da nichts falsch ist. Daß das alles so seine Ordnung hat.« [w] Das erzwingt einerseits eine »Verkleine-

24 Zit. bei: Menzel, Annette / Millhoffer, Petra: Die paar Raufereien...«, in: Valtin, Renate / Portmann, Rosemarie (Hg.): Gewalt und Aggression: Herausforderungen für die Grundschule, Frankfurt a.M. 1995, S. 55

rung des Ärgerausdrucks«, wie Maria v. Salisch formuliert<sup>25</sup>, aber es gibt zugleich wenige vorgebahnte Wege, um den Ärger loszuwerden. Da die unbewältigten Emotionen gleichwohl da sind, werden entweder heimliche (eben ›hinterhältige‹) Wege beschritten: »Die haben da immer ihre Intrigen gesponnen« [m] – »Unter Mädchen, da ist es eher so hinterhältig, so Lästereien, halt so hinterhältige Sachen, so: ›Guck mal die, wie blöd die ist, dasunddas hat die gesagt, die ist total doof‹ und so.« [w] – oder / und es gibt überdimensioniert wirkende heftige Ausbrüche: »Aber die Mädchen rasten auch viel früher aus, also die fangen viel leichter an zu schreien, bei irgendwelchen Kleinigkeiten.« [m]

Doch sind die Wege aggressiver Abfuhr offenbar wenig kultiviert – was auch verständlich wäre, wenn die (gesellschaftlich offen und unausgesprochen existierende) weibliche Verpflichtung auf die Harmonisierungsaufgabe bedacht wird. Damit korrespondiert das Bild, das die jungen Männer rückblickend von den Mädchen zeichnen: daß sie zwar »miteinander reden« – »wieso sie sich gestritten haben und so«, daß sie möglicherweise auch »sich vielleicht viel mehr darüber geärgert [haben] in dem Moment, daß sie sich eben gestritten haben, die haben sich vielleicht gesagt, warum müssen wir uns immer streiten, wieso können wir uns nicht mal in Ruhe lassen, und dann gibt sich das in 'nem Monat wieder, weil man sich einfach aus dem Weg gegangen ist, wie das vielleicht von den Jungs, oder jedenfalls von mir gelöst worden ist.« [m] Dieses »Reden über« wird wiederum von den jungen Frauen positiv bewertet, denn »man bekommt ja auch Signale voneinander, was man – wie man sich zu verhalten hat, und wie nah der andere einen ›ranläßt sozusagen, und dann weiß man auch ganz

25 Salisch, Maria v.: Wenn Kinder sich ärgern. Emotionsregulierung in der Entwicklung, Göttingen 2000, S. 186 und passim

*genau, während des Prozesses lernt man auch, wie sehr es den anderen verletzt hat und wie sehr sich der andere damit auseinandersetzt.« [w]*

Einige meiner InterviewpartnerInnen bemerken im Gespräch selbst ihre eigene Tendenz zur geschlechtstypisierenden Darstellung, und es fällt ihnen dann selbst auf, daß es sich bei den sogenannten ›Jungen-Mustern‹ oder ›Mädchen-Mustern‹ um Inszenierungen gehandelt hat, die sowohl der Festigung der eigenen Geschlechtertypisierung dienen sollten, als auch der Abgrenzung vom anderen Geschlecht: *»Daß die sich dann so pauschal so angezickt haben, so daß du erstmal denkst, warum motzen die sich jetzt so an, ne, oder dann halt irgendwie hysterisch zu werden, das ist dann ja auch so das Klischee – daß die wenn sie sich streiten gleich anfangen sich an den Haaren zu ziehen, das ist ja auch irgendwie – die Mädchen ziehen sich an den Haaren und die Jungen schlagen sich mit Fäusten.« [m] oder: »Aber ich glaub, das sind auch so Verhaltensmuster, das gehört dann auch so dazu [...] – wenn die sich gestritten haben, dann haben sich halt zwei Männer gestritten, und dann mußte das auch irgendwie laut und aggressiv sein.« [w] »Vielleicht kann man's doch nicht so gut unterscheiden, ich weiß nicht – ich meine nur einfach, die Lösung war vielleicht schon ähnlich, aber die Konflikte, die waren andere.« [w]*

In diesen Aussagen zeigt sich m.E. sehr deutlich die vorne beschriebene Bewegung der Sozialorganisation, der gegenseitigen Zuweisung von angeblich typischen Verhaltensweisen, die durch das eigene Handeln und die Wahrnehmung der anderen Geschlechtsgruppe verstärkt und verifiziert werden – und zwar auf der weiblichen Seite nach dem ›familialen‹ Modell der Verdeckung von Differenzen, und auf der männlichen Seite nach dem ›Kulturmodell‹ der Integration der Kontroversen ohne Klärung.

Von hier aus erklärt sich jetzt noch einmal deutlicher, warum die in den Interviews berichteten Schwierigkeiten beim Umgang mit Konflikten bei Jungen und Mädchen so eine unterschiedliche Färbung haben. Bei Mädchen liegt m.E. das Gewicht auf dem Punkt, daß sie einfach zu wenig entwickelte Wege kennen (und kulturell vorfinden), um Konflikte einzuüben und auszutragen. Es wird daher einerseits schwierig oder ist in gewisser Weise (psychisch) ›gefährlich‹, offen Konflikte einzugehen, für die kein Lösungsweg absehbar ist, zum anderen aber führt die Persistenz ungelöster Spannungen dazu, daß häufig diffuse Konfliktlagen entstehen, die den inneren und äußeren Spannungszustand aber eher aufrecht erhalten, als zu neuen Beziehungsqualitäten hinführen zu können. Eine Streitkultur, die im vorne beschriebenen Sinne sozial reife Beziehungsformen entstehen läßt, wird so behindert. Zugleich aber, als Kehrseite dieser Struktur, wächst in den Mädchen das Bewußtsein von der Wichtigkeit der anderen, der Angewiesenheit auf Beziehungen und damit auch die Fähigkeit, an (ihnen) wichtigen Beziehungen zu arbeiten.

Auf der Seite der Jungen, die durch männliche Geschlechtsstereotype geprägt sind, liegt das Problem eher auf dem Aspekt, daß es ihnen schwer gemacht wird, reifere Sozialformen in ihren Konflikten einzuführen, die sich über die Abwesenheit von Prügeleien hinaus auch die Qualität einer Beziehungskultur erreichen könnten. Die vorne zitierte Formulierung *»offiziell ist ja schon alles gut«* faßt sehr gut dieses Problem. Die Konzentration der Beziehungsform auf kurzfristige Spannungsabfuhr hat eine Kehrseite: wenn es (*»offiziell«*) nichts mehr zu einem Konflikt zu sagen gibt, werden weder Spannungen in Beziehungen bearbeitbar, noch kann ihre Wichtigkeit und Wertigkeit in die Sprache kommen. Die Fortentwicklung zu einer reiferen Beziehungskultur wird hier also auf eine

andere Weise ebenfalls erschwert – was im übrigen auch einschließt, daß Jungen und männliche Jugendliche, die andere, weniger geschlechtsstereotype Muster ausgebildet haben, innerhalb ihrer Geschlechtsgruppe auf Verständigungsschwierigkeiten stoßen.

Für die Schule, in der sich das beschriebene Geschehen ja maßgeblich abspielt, folgt hieraus v.a. zweierlei. Zum einen eine Warnung davor, die Schule zu sehr den Aufgaben und der Form der Familie annähern zu wollen oder zu sollen, wie es in aktuellen Diskussionen vielfach anklingt. Die gesellschaftliche Aufgabe der Schule bringt eine »anomische Struktur« hervor (Böhnisch), weil sie »einerseits aus der lebensweltlichen Sicht der Schüler Sozialraum ist, andererseits aber aus der Sicht des Schulsystems Sozialräumliches weitgehend unterdrücken und ausgrenzen muß«. <sup>26</sup> Zweifellos sollte die Schule dem Bereich der Kultur angehören: sie sollte die Individuen befähigen, eigenständige, von der Familie unabhängige Beziehungen zu Menschen, zum Wissen und zu sich selbst zu entwickeln, sich in Richtung auf ein eigenes Leben von der Familie fortzubewegen, um sich schließlich irgendwann aus ihr ohne Schaden lösen zu können. Nicht zuletzt deshalb ist es so wichtig, daß die Schule Inhalt und Struktur ihre »hidden curriculum« kennt, welches neben den gesellschaftlichen auch die Geschlechter-Normen umfaßt.

Ein zweiter Aspekt, der zu diesem gehört, wäre die Warnung davor, Streit zu pädagogisieren entlang einer ebenfalls durch die familialen Formen beeinflussten moralischen Devise, daß es bestenfalls *keinen Streit geben* solle. (In dem Sprachbuch »Kunterbunt« für die 4. Klasse findet sich beispielsweise die Zeichnung eines Baumes, auf dessen Blättern die Worte spielen, helfen, lieb usw.

26 Böhnisch, Lothar, a.a.O., S. 235

stehen, auf den abgefallenen Blättern am Boden aber hauen, stören und wehtun.) Ohne die Fähigkeit zum »produktiven« Streit ist es sehr schwer, eigene Ansprüche konturieren und nicht zuletzt das eigene Selbstwertgefühl in der Auseinandersetzung mit anderen entwickeln zu können – und damit auch die Fähigkeit zu Großzügigkeit und Rücksichtnahme.

#### *Der »Streit um nichts« und der leere Platz des Gesetzes*

Ich möchte jetzt noch auf einen anderen Punkt zu sprechen kommen. Was sich in meinen Interviews als typische Art von Streit für das frühpubertäre Alter gezeigt hat (bei Jungen und Mädchen), ist der »Streit um nichts«. Über dessen Hintergründe wird rückblickend spekuliert, daß er entweder aus allgemeinen, mit der damaligen Lebenssituation zusammenhängenden Problematik resultiert (*»Meiner Meinung nach ist das ein schlimmes Alter, weil man sich da viel Zuneigung erkämpfen muß, was eigentlich – ja, »n bißchen traurig ist, aber so hab ich das in Erinnerung« [w]*) oder aus einer jeweiligen diffus negativen Befindlichkeit (*»wenn sowieso schlechte Stimmung war, oder wenn man sowieso – eigentlich wenn einen was anderes störte, daß man das dann so ausgetragen hat, also daß es dann irgendwie einen Anlaß geben mußte dafür« [w]*). Ich denke, daß sich hier auch die vorne bereits diskutierte Aufgabe von Streitigkeiten und Versöhnung zeigt, als Einübung in außerfamiliale Beziehungsmuster mit Intimität und Vertrauen zu dienen. Solche Streits werden ohne Not herbeigeführt, durch nichtige Anlässe, und eskaliert dann oft unverhältnismäßig – zum einen, weil ja die eigentliche Ursache wie auch der eigentliche Auslöser unerkannt bleiben (müssen), und andererseits, weil es ja gar nicht in erster Linie darum geht, den Streit zu vermeiden. Prinzipiell hat auch der oder die an-

dere unrecht und soll dies auch zugeben: »Damals hätte ich mir gewünscht, daß er erkennt, daß ich recht habe und sich – nee, entschuldigen hätte er sich eigentlich nicht müssen, sondern er hätte nur zugeben müssen, daß er im Unrecht ist. Ich hätte mit gewünscht, daß er gesagt hätte: ›o.k., stimmt, das ist deine Idee, und ich mach was anderes und ich halt mich da raus‹ usw. Das wär' so ne Lösung gewesen, wie ich sie damals gewollt hätte – aber dasselbe wollte er ja wahrscheinlich auch, und wir haben halt beide darauf bestanden, daß wir recht haben.« [m] Im O-Ton klingt das etwa so: »Ich kann mich erinnern, es gab im Grunde genommen so keinen Auslöser so richtig dafür, ja, daß es sowas Greifbares gewesen wäre, woran man dann auch ne Diskussion oder sowas hätte aufziehen können, daß man jetzt sagt: ich hab soundso reagiert, weil ich mich über dasunddas tierisch geärgert hab.« [m] oder: »Das waren keine großen Streitigkeiten, völlig zufällige Situationen, wenn zwei da lang fahren wollten und einer da lang, oder solche Kleinigkeiten halt.« [m] oder: »...und dann ging's um irgendwelche Gegenstände, die eine hatte und nicht zurückgegeben hat, oder um die Musik, die man hört, also -meiner Meinung nach war – diese Dinge waren nie der ausschlaggebende Grund, das war immer was anderes, also für mich, wenn ich mich daran erinnere, war es immer so, daß z.B. jemand absichtlich mit den Sachen gespielt hat, wo ich es nicht wollte.« [w] oder: »Das waren nicht irgendso wichtige tiefgreifende Dinge, über die wir uns gestritten haben., sondern so blödes Zeug, wo wir dann aber wirklich tödlich beleidigt waren. Zum Beispiel wenn wir da so saßen, im Unterricht z.B., und haben uns über irgendwas unterhalten, und dann sagt die eine ›Nee, das ist aber so.‹ ›Hm, hm, ich weiß ganz genau, daß das so ist.‹ ›Ne, das ist nicht so, ich weiß es auch ganz genau, weil das und das.‹ Dann ging das stundenlang so hin und her und dann waren wir tödlichst

beleidigt und stocksauer und haben nicht mehr miteinander geredet.« [w] oder: »...ich weiß nicht – der eine sagt, das war ›n Tor und der andere sagt, es war kein Tor, und ohne irgendwie daß man sich vorher rumgeschubst hätte kam es dann dazu, daß man sich geschlagen hat. Ich glaub, ich hab immer angefangen, ja, ich hab eigentlich immer angefangen und auch immer verloren.« [m]

Die Bearbeitung von ›Streit um nichts‹ ist schwierig, denn »es gab im Grunde genommen keinen Auslöser so richtig dafür, daß es sowas Greifbares gewesen wäre, woran man dann auch ›ne Diskussion oder sowas hätte aufziehen können, daß man jetzt sagt: ›Ich hab soundso reagiert, weil ich mich über dasunddas tierisch geärgert hab.‹« [m] Vor allem, wenn das ›Nichts‹, um das es geht, sichtbar oder spürbar wird, wenn also eine Unverhältnismäßigkeit offenkundig ist, dann wird eine Verunsicherung hinsichtlich der eigenen Motive empfunden. »Ich weiß noch, daß es damals immer ein bißchen peinlich war, nach jedem Streit, daß man sich nach so ›nem heftigen Streit so schnell wieder vertragen hat, und zwar nicht nur für den, der den ersten Schritt getan hat, sondern für beide war es immer so ›n bißchen peinlich, sich selbst einzugestehen, daß die Riesen-Streitigkeiten jetzt schon wieder vollkommen nebensächlich waren.« Int.: Peinlich gegenüber wem? »Sich selbst. Beziehungsweise das Peinliche war, daß man die Konsequenzen nicht ziehen konnte, d.h. man wollte eigentlich sauer auf den anderen sein, dann ergab sich aber eine Versöhnung und, ja, dadurch wirkte der ganze Streit überzogen und kindisch.« [m]

Es gibt also keinen richtigen Gegenstand, um den es geht, Streit wird offenkundig absichtlich herbeigeführt, dient als Anlaß für Berührungen, für Triebabwallungen, für Erregung, zur Erotisierung der Beziehungen (s. vorne). Und das hat offenbar System. Daß der Grund oder ›Inhalt‹ eines Streits nicht benannt werden kann (was

Eltern und ErzieherInnen immer einfordern), ist also weder ein Zeichen dafür, daß er »unnötig« war, noch daß die Streitenden »über-treiben«, indem sie den Anlaß aufbauschen o.ä. Mich hat dieses »nichts«, um das es geht, an eine wichtige Figur der Lacanschen Psychoanalyse erinnert, nämlich an den »leeren Platz«, den Platz der Macht oder des Gesetzes. In Lacans Konzept muß dieser Platz leer bleiben. Niemand darf auf dem »Platz der Macht« sitzen (es sei denn: ein Gott), und wer es dennoch täte, würde terroristisch oder verrückt. Das ist wie bei einer germanischen Thingstätte<sup>27</sup> oder vielleicht einem griechischen Theater: der Platz in der Mitte ist leer und wird nur von Schauspielern, Anklägern oder Politikern in einer rituellen »Rolle« kurzfristig betreten und nach rituell (d.i.: gesetzförmig) bemessener Zeit wieder verlassen. Durch die Anordnung ist aber ersichtlich, daß es gerade die *Leere* in der Mitte ist, die das Außen organisiert: sie macht aus den Anwesenden Zuschauende, Parteinehmende, Rechtsprechende, regelt also auch ihr Verhältnis zueinander. Die leere Mitte repräsentiert das Gesetz oder die Wahrheit, und so ist es im übertragenen Sinne auch bei unseren streitenden Kindern und Jugendlichen: Sie wollen und müssen streiten – aber es geht ihnen nur in den seltensten Fällen um das, was wie der Inhalt ihres Streits aussieht. Sie »meinen« eigentlich weder das andere Kind, noch die Lehrerin oder den Erzieher, sondern ihr Streit geht gewissermaßen um die »Wahrheit« oder das Gesetz selbst. Tatsächlich können dann solche Streitigkeiten im sozialen Raum im Gegensatz zum Thing auch keine Lösung oder ein befriedigendes »Ende« haben – weil ihr Inhalt undefinierbar ist und sich

27 »Thing« oder auch »Ding« ist die germanische Gerichtsstätte. Hier wiederum ergibt sich eine (vielleicht zufällige) Assoziation an eine weitere lacaniansche Figur: das »Ding«, Inbegriff dessen, was nicht sein darf.

endlos ausdehnt. Nur kurzfristig und ritualisiert kann etwas auf den Platz der Wahrheit gesetzt werden.

Diese Überlegung ist deshalb interessant, weil Frauen und Männer in der Lacanschen Psychoanalyse zum Gesetz eine, wenn auch geringfügig, unterschiedliche Position haben. Unter »Gesetz« wird, stark verkürzt gesagt, das Gesetz der Kastration oder das Inzestverbot verstanden, aber m.E. lautet es in einem erweiterten Sinne »Du darfst nicht alles haben, was du begehrt«. Die Anerkennung dieses Gesetzes, d.h. die Anerkennung der eigenen Begrenztheit, hat in der psychoanalytischen Theorie eine enorm befreiende Funktion: sie befreit das Begehren, die Sublimationsfähigkeit und damit sowohl die intellektuelle Entfaltung wie auch die Möglichkeit innerer Autonomie.

Der Vater ist in dieser Konzeption derjenige, der das Gesetz vertritt oder ausspricht – in der konkreten familialen Situation verbietet er der Mutter, Ein und Alles für ihr Kind zu sein oder es zu ihrem »Ein und Alles« zu machen – und er verbietet dies ebenso dem Kind.<sup>28</sup> Hier ist also als Problem angelegt, daß der Vater, der Mann, sich tendenziell imaginieren könnte als Gesetzgeber, als derjenige, der sagt, wo es langgeht – daß der Mann also die Position des Hüters des Gesetzes, oder des Verkünders, der ja doch im Namen des Gesetzes *spricht*, verwechselt mit der Position dessen, der das Gesetz *macht*.

Die Funktion des Vaters kann aber nur zum Zuge kommen, wenn auf der Seite der Mutter wenigstens ansatzweise (schon vorher) die Anerkennung existiert, daß es ein Gesetz gibt, das anerkannt werden muß – wenn also die Mutter den Platz eines Vaters eröffnet hat, den der reale Vater dann besetzen kann, um von dort aus das

28 Vgl. ausführlicher: Rendtorff, Barbara: Geschlecht und Symbolische Kastration. Über Körper, Matrix, Tod und Wissen, Königstein 1997

Gesetz auszusprechen und über es zu wachen. Auf der Seite der Mutter, der Frau, wäre der problematische Punkt also, daß sie imaginieren könnte, sie habe es selbst in der Hand, ob sie dem Gesetz unterworfen sei, sich ihm fügen müsse, oder nicht.

Von daher würden die vorne beschriebenen Muster von Mädchen und Jungen nochmals in einem ganz anderen Licht erscheinen. Wir haben also den leeren Schauplatz des Streits (in der Mitte der Thingstätte / des Theaters), auf dem nichts ist (es geht um nichts). Im Falle der streitenden Jungen wäre also der unausgesprochene Inhalt: ›Wer ist hier derjenige, der das Gesetz erlassen darf? oder der das stärkste Gesetz vertritt?‹ Das würde plausibel machen, warum Jungen und Männer die Tendenz haben, Hierarchien zu bilden.

Im Fall der streitenden Mädchen wäre die Frage: ›Ist da überhaupt ein Gesetz und soll es für mich gelten? muß ich es akzeptieren? Und was wird aus mir werden, wenn ich aus dem Gesetz herausfalle? Wer oder was wird mich stützen?‹ Die anomische Lage (außerhalb des Gesetzes) ist furchterregend und vereinsamend – von daher scheint es auch einleuchtend, daß die Frauen sich zusammenballen, um sich gegenseitig zu vergewissern – zu vergewissern, daß sie im Gesetz sind und nicht in Gefahr, herauszufallen oder ausgestoßen zu werden. Das würde plausibel machen, warum es in den Streits von Mädchen (und Frauen) viel darum geht, die Bindungen zu überprüfen, den Halt durch Verlässlichkeit, und um die Furcht vor Verrat.

Insofern verwundert es auch nicht, daß es da schnell hysterisch wird, wenn man bedenkt, daß die Hysterie immer mit Unberechenbarkeit und Widerstand zu tun hat – hier im übertragenen Sinne mit dem Widerstand dagegen, das Gesetz anerkennen zu müssen (›muß ich es akzeptieren?‹ – s.o.). Die Hysterie hat auch ein Pro-

blem mit der Wahrheit – und von der Wahrheit hatten wir ja gesagt, daß sie auf dem leeren ›Thingplatz‹ ihren Ort hat.

Wenn wir das Problem der drohenden Verwechslungen zugrunde legen, ginge es also für die Kinder und Jugendlichen (aber durchaus auch für uns!) darum, zu lernen, die Frage anders zu stellen, um die Sicherheit des Gesetzes zu erlangen. Für den Jungen läge das Ziel darin, die Position als Hüter des Gesetzes, der dem Gesetz selbst unterliegt, zu erreichen und positiv zu besetzen, oder für den Vater darin, sich Mutter und Kind zu präsentieren als derjenige, auf den sie ihr Begehren richten können, um nicht in der Zweifelt unterzugehen. Er müßte die Sicherheit *voreinander* (vor der Gefahr der Verschmelzung) und *miteinander* (im Gesetz, das sie verbindet) repräsentieren.

Für das Mädchen wäre das Ziel entsprechend, die Sicherheit zu gewinnen, im Gesetz geborgen zu sein, es nicht durch eigene unangemessene Aktivitäten zu verlieren oder aus kindlichem Größenwahn herauszufallen. Die Ängstlichkeit oder Unsicherheit vieler Mädchen würde von hier aus eine unerwartete Erklärung finden, auch die Angst der Mütter, etwas falsch zu machen, oder die Unsicherheit erwachsener Frauen über die Angemessenheit ihrer Wünsche und Forderungen. Was aber auch klar wird: In dem, womit die Männer beschäftigt sind, ist die Antwort der Frauen nicht zu finden. Deren Problem ist nicht, wer das ›stärkste Gesetz‹ zu verkünden hat – die Beziehungskonflikte unter Frauen drehen sich um die Frage ›Bist du mir nahe, hältst du zu mir, damit ich sicher bin (daß ich im Gesetz bin), oder läßt du mich im Stich?‹ Und deshalb auch trifft Verrat einer Freundin sie in gewisser Weise schwerer (oder jedenfalls ganz anders) als der Verrat eines Mannes.

## Literatur

- Breidenstein, Georg / Kelle, Helga: Geschlechteralltag in der Schulklasse, Weinheim 1998
- Böhnisch, Lothar: Pädagogische Soziologie. Eine Einführung, Weinheim 1996
- Brown, Lyn M. / Gilligan, Carol: Die verlorene Stimme. Wendepunkte in der Entwicklung von Mädchen und Frauen, Frankfurt a.M. 1994
- Buchholz, Michael: Streit und Wider-Streit – Unbewußtheiten im kulturellen Kontext, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 41/1992, Heft 1, S. 18
- Damon, William: Die soziale Welt des Kindes, Frankfurt a.M. 1984
- Erdheim, Mario: Aggression und Wachstum, in: Urte Finger-Trescher: Aggression und Wachstum, Mainz 1992
- Erdheim, Mario: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit, Frankfurt a.M. 1984
- Erdheim, Mario: Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur, Frankfurt a.M. 1994
- Freud, Sigmund: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, in: StA Bd. V
- Freud, Sigmund: Jenseits des Lustprinzips, in: Studienausgabe Bd. III
- Freud, Sigmund: Triebe und Tribschicksale, in: StA Bd. III
- Hirschauer, Stefan: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4/1994
- Hopf, Hans H.: Geschlechterunterschiede in Träumen, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 41/1992, Heft 5
- Hopf, Hans H.: Aggression in der analytischen Therapie mit Kindern und Jugendlichen, Göttingen 1998
- Horstkemper, Marianne: Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen, Weinheim 1987
- Kersten, Joachim / Steinert, Heinz (Hg.): Starke Typen, Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie 1996, Baden-Baden 1997
- Krappmann, Lothar / Oswald Hans: Alltag der Schulkinder. Beobachtungen und Analysen von Interaktionen und Sozialbeziehungen, Weinheim 1995
- Marotzki, Winfried: Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 3/1999
- Menzel, Annette / Millhoffer, Petra: Die paar Raufereien...«, in: Valtin, Renate / Portmann, Rosemarie (Hg.): Gewalt und Aggression: Herausforderungen für die Grundschule, Frankfurt a.M. 1995
- Nissen, Gerhart: Zur entwicklungsabhängigen Metamorphose von Aggression und Gewalt, in: ders. (Hg.): Aggression und Gewalt, Bern 1995
- Rendtorff, Barbara: Geschlecht und Symbolische Kastration. Über Körper, Matrix, Tod und Wissen, Königstein 1997

- Salisch, Maria v.: Wenn Kinder sich ärgern. Emotionsregulierung in der Entwicklung, Göttingen 2000
- Stöckli, Georg: Eltern, Kinder und das andere Geschlecht. Selbstwerdung in sozialen Beziehungen, Weinheim 1997
- Terhart, Ewald: Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft, in: Friebertshäuser, Barbara / Prengel, Annedore: Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim 1997
- Valtin, Renate / Fatke, Reinhard: Freundschaft und Liebe. Persönliche Beziehungen im Ost/West- und im Geschlechtervergleich, Donauwörth 1997
- Valtin, Renate: Mit den Augen der Kinder, Reinbek 1991
- Youniss, James: Soziale Konstruktion und psychische Entwicklung, Frankfurt a.M. 1994

Ingrid Buchfeld

## **Die Ethik der sexuellen Differenz – ein Tabu<sup>1</sup> Philosophisch-psychoanalytische Betrachtungen**

### *Übersicht*

Aus philosophisch-psychoanalytischer Sicht wird der Frage nachgegangen, warum es bisher zu keiner ethischen Kultur des Paares, der Sexualität und der Liebe gekommen ist, in der die Unvollständigkeit der Geschlechter nicht mehr, wie bisher, den Frauen zugeschoben würde. Ausgehend von der feministischen Auffassung, die sexuelle Differenz sei nicht der Fall einer allgemeinen Kategorie Differenz, sie gehe jeder Einheit fundamental voraus, Emmanuel Lévinas' Ethik-konzeption, Luce Irigarays Untersuchungen zum fehlenden Ort der Frau und der These Paul Parins von der Verflüchtigung des Sexuellen in der Psychoanalyse werden die Auswirkungen dieser kulturellen Determinanten auf den psychoanalytischen Diskurs untersucht. Obwohl inzwischen Konzepte zum eigenständigen Ort weiblichen Begehrens existieren (Eva Poluda-Korte, 1993, Bettina Schmitz, 1996), ist der psychoanalytische Diskurs ungebrochen patriarchal strukturiert. Das zeigt sich besonders im androzentrischen Sprachgebrauch. Es wird die Frage untersucht, warum es so schwierig ist, Veränderungen – hin zu einer Ethik sexueller Differenz – ins Werk zu setzen. Ich betrachte dabei verschiedene psychische Phänomene, die innerhalb

1 Vortrag, gehalten am Institut für Philosophie der Universität Würzburg am 8.7.1999 und am 13.5.2000 in der Frankfurter Frauenschule während der Tagung »Neues aus der Forschung«. Der Stil des Vortrags wurde nicht verändert.

der Psychoanalyse marginal oder problematisch geblieben sind (Trauer vs. Trauerarbeit; das Verhältnis von Frauen untereinander; Hilfslosigkeit als auszuhaltende Grundlage von Veränderungsprozessen; die hartnäckige Vorstellung der Notwendigkeit des Kampfes in verändernden Praktiken).

Meine Überlegungen gehören in einen Diskurs, der versucht, die theoretischen, politischen, psychoanalytischen und literarischen Bezüge des Denkens zum Anderen zu erforschen. Es geht heute darum, eine Auffassung der Sinnlichkeit zu entwerfen, die die Begegnung mit dem Anderen<sup>2</sup> einschließt; um Beziehungen zum Anderen, die sich nicht aufheben lassen in der Totalität der dialektischen Einheit des Sich-selbst-Begreifenden; um Auseinandersetzung strukturell vor dem Bewußtsein. Und um die Anerkennung unheilbarer Narben. Hier trifft sich Freud mit dem französischen Philosophen Emmanuel Lévinas.<sup>3</sup>

Nach Lévinas kommt das Andere aus der Zukunft auf mich zu, da es unmöglich ist, das zu denken, was mir vom Anderen kommen wird, gleichzeitig findet die Begegnung mit dem Anderen im Rahmen einer Verantwortung statt, der ich mich nicht entziehen kann, die »im tiefen Einst« unerinnerbarer Abwesenheit vorübergegangen ist und mich zur Antwort verpflichtet hat. Diese Verantwortung habe ich nicht gewählt, sondern bin ihr ausgeliefert, weil ich von ihr besessen bin.<sup>4</sup>

2 Gemeint ist hier »das Andere«.

3 Dies würde der Auffassung Samuel Webers entsprechen, die er im Oktober 1997 während des Seminars »Politiken des Anderen« in Bad Münstereifel entwickelt hat.

4 Emmanuel Lévinas: Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht, aus dem Französischen übersetzt von Thomas Wiemer, Freiburg 1992

Eine Ethik der Gerechtigkeit und der praktischen politischen Umsetzung ist dem nachgeordnet. Friederike Kuster sagt: »Hier kollidiert nicht mehr der *homo faber* mit seinesgleichen im Streit um Selbstverwirklichung und im Kampf um die Dinge der Welt, sondern hier begegnen sich Subjekte der Sprache und des Begehrens als im Weg über die Dinge der Welt aufeinander bezogene, voneinander angezogene, sich wechselseitig überantwortete, in Anspruch genommene und im Ansprechen vernehmbare.«<sup>5</sup>

Nach Silvia Stoller und Helmuth Vetter fordert die sexuelle Differenz heutiges Philosophieren auf besondere Weise heraus, weil, nimmt man den Anspruch der Phänomenologie ernst, jeweils Neuanfang zu sein und kein Thema auszuschließen, dies auch für die sexuelle Differenz gilt.<sup>6</sup> Es geht darum, Differenz zu denken, ohne sie in Identität zu vereinnahmen, was der Fall wäre, würde die sexuelle Differenz als besonderer Fall des Gattungsbegriffs Differenz aufgefaßt und das würde voraussetzen, es gäbe *die* Differenz.

Das Auftauchen des Geschlechtsunterschiedes unterbricht die assimilatorische Haltung zur Welt, wie Sabine Gürtler sagt, »als ob die sexuelle Differenz die Vorgänge der Analogisierung, der Spiegelung und Identifizierung stören würde, durch die das Ich den Anderen in die Ökonomie seiner Selbsterhaltung, in die Homöostase der Selbigkeit einzuholen trachtet.«<sup>7</sup>

Carol Gilligans Untersuchungen haben unterschiedliche morali-

5 Friederike Kuster: Ortschaften. Luce Irigarays Ethik der sexuellen Differenz, in: Phänomenologische Forschungen, Neue Folge 1, 1996, S. 46

6 Silvia Stoller/Helmuth Vetter: Phänomenologie und Geschlechterdifferenz (Hg.), Wien 1997, S. 8

7 Sabine Gürtler: Eine Metaphysik der Geschlechterdifferenz bei Emmanuel Lévinas, in: Phänomenologische Forschungen, Hg. Ernst Wolfgang Orth/Karl-Heinz Lembek, Freiburg 1996, S. 37

sche Haltungen der Geschlechter aufgezeigt.<sup>8</sup> Die bei Frauen gefundene moralische Grundhaltung der Fürsorge, Empathie und Solidarität ist mit herkömmlichen Ethikkonzeptionen nicht vereinbar und wäre in heutige Ethikvorstellungen zu integrieren. Dabei besteht die Gefahr, daß die bei Frauen gefundenen Haltungen wieder essentialisiert werden, wenn nicht berücksichtigt wird, daß die empirisch aufgefundenen Daten ja das Ergebnis einer seit Generationen bestehenden Geschlechtertrennung sind. Die Kunst würde also darin bestehen, das zu berücksichtigen, zu vertreten, einzufordern, was in bisherigen Ethikkonzeptionen nicht berücksichtigt und damit entwertet wurde, ohne die von Frauen bisher verwalteten Haltungen festzuschreiben.

#### *Luce Irigaray*

Luce Irigaray, eine der wesentlichen Denkerinnen um die Frage der sexuellen Differenz, ist mit ihrer Arbeit in diesem Problemfeld anzusiedeln.<sup>9</sup> Ich werde sie im folgenden selbst ausführlich zu Wort kommen lassen. Sie versucht, in Texten mit Hilfe der psychoanalytischen Methode unter Verschüttungen einem Verstummen nachzuspüren. Nach Irigaray ist eine Ethik der sexuellen Differenz bisher nicht realisiert in Formen, die nicht entgegengesetzt, widersprüchlich oder hierarchisch gedacht wären. Und sie ist noch nicht realisiert als Ethos des Paares, der Sexualität und der Liebe.

In unserer Tradition, sagt sie, ist die inter-subjektive Beziehung, insbesondere die zwischen Mann und Frau, wenig kultiviert. »Doch sollte die Intersubjektivität die Basis des gemeinschaftlichen Lebens

8 Carol Gilligan: Die andere Stimme, München 1984

9 Interessanterweise wird sie im deutschen Sprachraum kaum mehr rezipiert.

sein, und deren grundlegendes Paradigma findet in der sexuellen Differenz statt. Wenn die Intersubjektivität dort nicht stattfindet, ist sie real auch anderswo nicht möglich. Nun ist unsere Kultur vielleicht eine Kultur der Liebe zu und in Gott oder seiner bürgerlichen Substitute, sie ist vielleicht eine Kultur der Liebe in der Genealogie: zum Vater, zur Mutter, zu den Kindern, sie ist möglicherweise eine Kultur der Liebe zu einem mehr oder weniger vagen oder konkreten Nächsten und neuerdings die eines Gefühls von Mitleid, von Gerechtigkeit, ja selbst von Wohltätigkeit gegenüber den Unterdrückten. Aber eine Kultur der realen und konkreten Liebe im Hier und Jetzt, zwischen uns, die wir verschieden sind, ist sie noch nicht. Zu dieser Geste gelangen hieße vielleicht, die Menschheit zu vollenden.<sup>10</sup>

Daraus ergibt sich für Irigaray die Notwendigkeit, den philosophischen Diskurs zu befragen und zu zerrütten, »insofern er das Gesetz jedes anderen ausmacht, insofern er den Diskurs der Diskurse konstituiert.<sup>11</sup> Die Figuren des philosophischen Diskurses – Idee, Substanz, Subjekt, transzendente Subjektivität, absolutes Wissen – gilt es nach Irigaray aufzubrechen, »um ihre Anleihen auf das/bei dem Weiblichen wieder zum Vorschein zu bringen, damit sie »zurückgeben«, was sie dem Weiblichen schulden.«<sup>12</sup>

Luce Irigarays dekonstruktives Philosophieren versucht, etwas ins Spiel zu bringen, das zu anderen Grundlagen und Werken führt.<sup>13</sup> Sie hofft, »die sexuelle Differenz würde den Horizont einer noch unbe-

10 Luce Irigaray: Einander Transzendente – Die Vermählung von Wort und Fleisch, in: Stoller/Vetter, a.a.O., S. 91

11 Luce Irigaray: Das Geschlecht, das nicht eins ist, übers. von Eva Meyer und Heidi Paris, Berlin 1979, S.76

12 Ebd.

13 Luce Irigaray: Ethik der sexuellen Differenz, übers. von Xenia Rajewsky, Frankfurt a.M. 1991, S. 12

kannten Fruchtbarkeit eröffnen. Unbekannt zumindest im Okzident, denn es wäre eine Fruchtbarkeit, die sich nicht auf die Reproduktion der Körper und des Fleisches reduziert. Fruchtbarkeit von Geburt an und Erneuerung für die Liebenden, aber auch Entstehen einer neuen Epoche des Denkens, der Kunst, der Poesie, der Sprache [...]. Die psychoanalytische Theorie und Praxis, Schauplätze der Sexualität als solcher, sind alles andere als revolutioniert worden, und die sexuelle Praxis ist heute – von Ausnahmen abgesehen – in zwei parallele Welten aufgeteilt: die Welt der Männer, die Welt der Frauen. Die einer nichttraditionellen, fruchtbaren Begegnung zwischen den Geschlechtern existiert praktisch nicht. Und ein Bedürfnis danach spricht sich nicht öffentlich aus, es sei denn in einem bestimmten Schweigen oder in gewissen Polemiken.<sup>14</sup>

Wenn der Mann also bisher das Subjekt des Diskurses gewesen ist, dann geht es jetzt um eine Umwälzung des Denkens und der Ethik. Alles muß nach Irigaray neu gedeutet werden in der Beziehung zwischen Subjekt und Diskurs, Subjekt und Welt, Subjekt und Kosmischem, zwischen Mikro- und Makrokosmos. Dazu ist es nötig, einen Raum zu entwickeln innerhalb des Denkens, in welchem Präsentationen weiblicher Vorstellungswelten einen Platz haben.

Friedrike Kuster faßt Irigarays Position wie folgt zusammen: »Wenn aber, nach Irigaray, Frauen bislang keine angemessene Repräsentation fanden, wenn sie nicht diejenigen sein konnten, die sich in Bildern ihrer selbst gewinnen und sich in der Vielfalt der symbolischen Produktionen eine Verfassung und Bleibe geben konnten, wenn sie also nie die Macht besessen haben, sich die Welt nach ihren Vorstellungen zu schaffen und schließlich auch kein Göttliches entwarfen,

14 a.a.O., S. 11 f.

um sich eine Brücke über ihre Gattungsgeschichte zu schlagen – von welchem Ort aus sollte dann das ›Weibliche‹, sollte die Frau sprechen?<sup>15</sup>

Und hat die Frau keinen Ort, von dem aus sie sich begrenzen kann, wird sie zwangsläufig einverleibend. Irigaray sagt: »Einen der beiden Pole der sexuellen Differenz, die Frauen, auf diese Weise eines Dritten zu berauben, heißt, sie in eine für die Männer gefährliche Allmachtsposition zu versetzen. Vor allem durch die Beseitigung eines Raums, der in zweifachem Sinn Zwischenraum ist. Im Sinne eines Eingangs-Ausgangs in die und aus der Umhüllung für beide (und auf derselben Seite, wenn es nicht zur Perforation der Umhüllung oder zu ihrer Assimilierung an den Kreislauf der Verdauung kommen soll). Und im Sinne einer Möglichkeit zu sowohl Bewegungsfreiheit als auch friedlicher Immobilität ohne Gefahr der Einschließung für beide.<sup>16</sup>

Da sich die Frau von der Rolle unterscheidet, der sie entsprechen soll, nämlich Ressource für den Mann zu sein, erzeugt sie ständig Zwischenraum, Spiel, Bewegtes, Nicht-Begrenztes, das seine Perspektive, seine Welt, seine Grenzen zersetzt. Sie versucht, sich einen Ort zu geben durch Kleider, Schminke, Schmuck, vielfältige Maskeraden.<sup>17</sup> Das ergibt diesen subtilen Geschlechterkampf, in dem es aufzupassen gilt, was Hingabe unmöglich macht und jene Leidenschaft, die nach Irigaray kein Gegenteil und keinen Gegensatz hat, die Verwunderung. Die immer ein erstes Mal ist. Die Begegnung zwischen Mann und Frau, käme es zur Verwunderung jenseits von Begierde, Besitznahme, Konsumtion, Abscheu, wäre immer ein erstes Mal. »Das Staunen, das Verzaubertsein, die Verwunderung angesichts des

15 Friederike Kuster, a.a.O., S. 53

16 Luce Irigaray: Ethik der sexuellen Differenz, a.a.O., S. 20

17 a.a.O., S. 18 ff.

Unerkennbaren würden an ihren Ort zurückkehren, den der sexuellen Differenz. (...) Das hat es zwischen den Geschlechtern nie gegeben. Die Verwunderung, die die einander nicht substituierbaren Geschlechter im Status ihrer Differenz bewahrt. Die zwischen ihnen Raum von Freiheit und Anziehung erhält, die Möglichkeit von Trennung und Vereinigung. Was sich zum Zeitpunkt einer ersten Begegnung ereignet – noch vor jeder Bindung –, würde als Zeugnis der Differenz fortbestehen. Es gäbe niemals ein Überschreiten des Zwischenraumes. Niemals eine vollständige Besitznahme. Sie ist eine Täuschung. Keines der Geschlechter kann das andere vollständig besitzen. Es bleibt immer ein Rest.«<sup>18</sup>

Wenn Frauen sich unterdrückt, entwertet, ausgebeutet, als Mütter allein gelassen fühlen, werden sie zornig. Weil sie das aber nicht sein dürfen, denn die »richtige« Frau ist friedlich und verständnisvoll, sonst wird sie als Megäre diffamiert, verstecken sie ihren Haß. Vielleicht retten sie sich, indem sie ihre Depression, ihr Schamgefühl darüber, sich nicht wehren zu können, daß sie also ihre Wut und ihr Gefühl, einer minderen menschlichen Spezies angehören zu sollen, an ihre Kinder abtreten. Das erzeugt dann einen permanenten Machtkampf und bei den Kindern einen unbändigen Haß auf die Mutter. Vielleicht ist es so zu erklären, daß die Mütter in unserer Kultur einen so schlechten Ruf haben. Einerseits wird von ihnen erwartet, den Kindern einen guten Start ins Leben zu geben, ausreichend liebevoll zu sein, ihre Autonomie zu stärken, sie in ihrer Hinwendung zur Welt nicht zu behindern, kurz, ihnen all das zu geben, was als für die Entwicklung von Kindern notwendig inzwischen allgemein anerkannt ist. Nur: Wie können sie das tun, wenn sie selbst keinen Ort haben?

18 a.a.O., S. 21 f.

Wenn ihre Existenzberechtigung darin besteht, Ort und Hülle für andere zu sein?

Bleibt diese Rolle undurchschaut, unterwerfen sie sich. Menschen, die sich unterwerfen, entwickeln einen mörderischen Haß, möglicherweise jenseits ihrer eigenen Wahrnehmung. In der psychoanalytischen Situation gehört es zum Schwersten überhaupt, den Haß und die vielen heimlichen Racheakte bewußt wahrzunehmen. Das ist das bestgehütete Geheimnis insbesondere der Frauen, die aufgrund ihrer Stellung in der Gesellschaft viel mehr Grund zum Haß haben als die Männer, deren Situation privilegierter ist. Und doch gibt es diesen hartnäckigen Mythos, das weibliche Geschlecht sei friedfertiger. Ist das vielleicht die Rache fürs Stillgehaltenhaben? Als entwertetes Geschlecht das bessere zu sein? Da wir für die Schwachen und Kranken, die Hilfsbedürftigen, für die Beziehungen zuständig sind, können wir uns Rücksichtslosigkeit und Unverschämtheit nicht leisten, die bei Männern weniger tabuisiert sind. Uns bleiben die subtileren Formen. Mir scheint, der Haß der Männer – statistisch gesehen – ist offensichtlicher, während der von Frauen viel schwerer zu durchschauen ist, weil unsere Rolle uns eher erlaubt, verschämt und ängstlich aufzutreten. Da führen wir das Messer dann heimlich im Gewande.

So ist es kein Wunder, daß es, nach Irigarays Diagnose, bisher zu keiner Ethik der Liebe, der Sexualität und des Paares gekommen ist. Es wird vom allgemeinen heterosexuellen Elend gesprochen, gleichzeitig wird dieses Elend aber an die Homosexualität abgetreten und dort pathologisiert, d.h. die heterosexuellen Beziehungen werden idealisiert, bleiben immer in der Hoffnungsschwebe, es wird unermüdlich nach der »richtigen« Frau gesucht, dem idealen Mann.

Wenn die Frau also keinen Ort hat, von dem aus sie sprechen könnte und es nicht möglich ist, das Weibliche außerhalb patriarcha-

ler Normen zu beschreiben, wie könnte spezifisch weibliches Begehren sich äußern, ohne die Frau essentialistisch festzuschreiben? Ich glaube nicht, daß es beim gegenwärtigen Zustand allgemeinen Geschlechterkampfes möglich ist, das überhaupt herauszufinden. Wir können nur ein vom Machtkampf deformiertes Begehren auffinden für beide Geschlechter. Die Suche nach dem eigentlichen Selbst, dem guten Kern, ist eine Wunschvorstellung, die nicht zuletzt Psychoanalytiker gegen die unerträgliche Hilflosigkeit erfunden haben angesichts der Unmöglichkeit einer nicht zerrissenen, einheitlichen Identität. Manchmal wird versucht, Visionen zu entwickeln und Handlungsanweisungen zu geben, wie wir zu einem befriedigenden Miteinander kommen könnten. Wenn diese aber unabhängig von Raum und Zeit entwickelt werden, unabhängig von sozialen und politischen Gegebenheiten, sind sie schlicht Mumpitz. Was Sexualität und Liebe in einer Kultur sein könnten, die nicht von der Unterdrückung anderer Kulturen, der Fremden, der Frauen, der Kinder charakterisiert wäre, können wir heute noch nicht sagen. Wir können nur versuchen, Bedingungen herzustellen, in denen sich eine Öffnung zur Anderen/zum Anderen ereignen kann.

### *Der Lesbische Komplex*

Eine solche Öffnung – hin zu einem eigenen Ort weiblichen Begehrens – stellen die Arbeiten von Eva Poluda-Korte zum Lesbischen Komplex dar.<sup>19</sup>

Poluda-Korte untersucht die frühe leidenschaftliche Beziehung

19 Eva S. Poluda-Korte: Der »LESBISCHE KOMPLEX«. Das homosexuelle Tabu und die Weiblichkeit, in: STUMME LIEBE. Der »lesbische Komplex« in der Psychoanalyse, Hg. Eva Maria Alves, Freiburg 1993, S. 73 ff.

des Mädchens zur Mutter und verzichtet damit auf die vorgängige Setzung einer natürlichen heterosexuellen Ordnung, in der die Mutter für das Mädchen zu einem unbefriedigenden Objekt wird. Sie vertritt die Auffassung, daß das Mädchen die Mutter sehr wohl als befriedigendes und begehrtes Sexualobjekt erlebt. Nach Poluda-Korte belegt die »heterosexuelle Verkehrsordnung« die Homosexualität mit einem Verbot und zwingt das Mädchen, die homosexuelle Bindung an die Mutter aufzugeben. Es identifiziert sich mit der zurückweisenden Mutter und lehnt in der Folge ihr eigenes Geschlecht und die Mutter ab. Lilli Gast sagt: »Der Objektwechsel kann (...) als im Grunde gewaltförmige Umorientierung des Mädchens auf ein männliches Ersatzobjekt verstanden werden, wodurch die Freudsche Figur der Entdeckung der Penislosigkeit als das den Objektwechsel einleitende Moment verzichtbar wird.«<sup>20</sup>

Nach Poluda-Korte wird das Verbot durch den Vater vermittelt. Ich glaube das eher nicht. Es ist die Mutter, die ihr eigenes Geschlecht nicht wertschätzt, die von ihrer Mutter bereits die Ablehnung erfährt und sie an ihre Tochter weitergibt. Sie folgt der Mutter darin, daß diese das Geschlecht des Vaters höher schätzte. In einer patriarchalen Kultur sind sämtliche Lebensäußerungen androzentrisch auf diese oder jene Weise. Wenn Männer mehr gelten und es lediglich der Penis ist, der zu größerer Wertschätzung eines Menschen führt, wenn die Sprache schon die Ungleichheit ausdrückt, dann wird das Mädchen die Abweisung ihrer leidenschaftlichen Wünsche durch die Mutter darauf zurückführen, daß sie nicht genügt.

Mir scheint an dieser Stelle von Poluda-Kortes Argumentation ein Mechanismus wirksam zu sein, den ich in engagierten Texten

20 Lilli Gast: Libido und Narzißmus. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs. Eine Spurensicherung, Tübingen 1992, S. 418

zur Geschlechterdifferenz gefunden habe: die Männer verantwortlich zu machen. Bei Poluda-Korte ist es der Vater, der Mutter und Tochter ihr homosexuelles Glück verbietet. Aber so einfach ist es leider nicht. Es ist unsere eigene Identifikation mit der zurückweisenden Mutter, die in der patriarchalen Kultur Tradition hat.

Ich stelle mir vor, daß die selbstverleugnende Identifikation mit der patriarchalen Kultur ein gestörtes Verhältnis zu Gefühlen von Scham, Neid und Aggressivität zur Folge hat. Daß Frauen auf die Privilegien der Männer neidisch sind, sollte nicht verwundern.<sup>21</sup> Wie Paul Parin<sup>22</sup> zeigen konnte, ist die Scham bei unterdrückten Völkern besonders ausgeprägt. Sie schämten sich dafür, sich nicht wehren zu können. Nähmen wir unseren Neid wahr, würden wir auch etwas unternehmen können gegen die Benachteiligung von Frauen. Wir könnten die unerträgliche, scheinbar nur als verleugnete aushaltbare Scham auf eine erträgliche reduzieren und unsere Töchter ermutigen, die alte Rolle in Frage zu stellen, Ressource für den Mann zu sein, statt sie in ihrer Lust zu beschneiden, sie ins selbe Schema zu pressen, ins verzichtende. Die Klitorisbeschneidung, heute noch in der sogenannten Dritten Welt praktiziert, ist dafür ein blutiges Beispiel. Es sind nicht die Männer, die die Lust der Frauen wegschneiden, es ist die Mütter-

21 Und das weiß natürlich auch jede und jeder. Das ist der schambesetzte schwache Punkt bei uns Frauen, der gnadenlos ausgebeutet wird. Als ich einmal meine Einsichten zum fehlenden Ort der Frau vortrug, wurde ich in der Diskussion sofort auf den Penisneid der Frau angesprochen. Ich war so perplex, daß ich versäumte, den Frager meinerseits zu fragen, wie er denn den Zusammenhang seiner Frage zu meinem Thema sehe. Indem ich ihm empört antwortete, das sei ja mal wieder typisch, war ich flugs ins Kämpfen geraten.

22 Paul Parin. Zu viele Teufel im Land. Aufzeichnungen eines Afrikareisenden, Frankfurt a.M. 1985

generation, die über das Beschneidungsgebot wacht. Vergleichen wir das mit der von den Juden praktizierten Beschneidung, dann zeigt sich ein wichtiger Unterschied: Den männlichen Kindern wird ein entbehrliches Häutchen weggeschnitten, was schon traumatisch genug ist, wie Jacques Derrida gezeigt hat,<sup>23</sup> den weiblichen Kindern hingegen das Zentrum ihrer Lust.

Wie Barbara Köster berichtete,<sup>24</sup> weisen die Reaktionen von Erwachsenen geschlechtsspezifische Unterschiede auf, wenn kleine Kinder öffentlich mit ihren Genitalien spielen. Auf die Jungen wird reagiert, mit Lachen, mit Verboten etc., während die Mädchen einfach ignoriert werden. Das ist einer der Wege, wie weibliches Begehren keinen Eingang ins Symbolische System einer Kultur findet, wie sie weggeschnitten wird.

23 Jacques Derrida: »Beschneidung: Über nichts anderes habe ich stets gesprochen, denken Sie nur an den Diskurs über die Grenze, die Ränder und die Freiräume, die Marken oder die Markierungen, die Mark oder das Grenzland etc., über die Geschlossenheit, den Ring (Bund oder Gabe), das Opfer, die Schrift des Körpers, den ausgeschlossenen oder abgeschnittenen pharmakos, den Einschnitt/die Naht in Glas, den Schlag, Stich, Schnitt und das Vernähen – daher also die Hypothese, daß ich, ohne es zu wissen, während ich nie oder nur am Rande wie von einem Beispiel von ihr sprach, über nichts anderes als über die Beschneidung stets gesprochen habe oder mich zu Wort kommen ließ – es sei denn, andere Hypothese, die Beschneidung wäre selber nur ein Beispiel dessen, wovon ich sprach...«. Aus: Circonfession, S. 82 f., zitiert nach Hermann Rapaport: Derridas Gaben, in: Einsätze des Denkens. Zur Philosophie von Jacques Derrida, übers. von Stefan Knoche, Hg. Hans-Dieter Gondek und Bernhard Waldenfels, Frankfurt a.M. 1997, S. 52 f.

24 Barbara Köster: Der Raum dazwischen. Über die Entstehung des weiblichen Begehrens. Unveröffentlichter Vortrag, gehalten in der Frankfurter Frauenschule am 30.10.1999

»Körper-an-Körper mit der Mutter«

In dieser unmöglichen Situation, kein eigenes Begehren, keinen Ort dafür im Symbolischen System der Kultur zu haben, entwickelten Frauen eine ganz spezifische Form des Miteinander.

Nach Julia Kristeva »reproduzieren (die Frauen) untereinander vermutlich die seltsame Skala der vergessenen Tuchfühlung mit ihrer Mutter. Komplizenschaft im Unausgesprochenen, heimliches Einverständnis des Unsagbaren, des Augenzwinkerns, eines Tons der Stimme, der Geste, eines Farbtons, eines Geruchs; darin sind wir, unseren Personalausweisen und Namen entflohen, in einem Ozean der Präzision, einer Informatik des Unbenennbaren. Keine Kommunikation zwischen Individuen, sondern eine Entsprechung zwischen Atomen, Molekülen, Wortfetzen, Satztröpfchen. Die Gemeinschaft der Frauen ist eine Gemeinschaft der Delphine. Wenn aber nun umgekehrt die andere Frau als solche auftritt, das heißt als einzelne und zwangsläufig in einem Gegensatz, werde »ich« so sehr ergriffen, daß »ich« nicht mehr da bin. Diese Ablehnung, dieses Zeichen von Anerkennung der anderen Frau als solche, kann zwei Wege einschlagen: Entweder will ich sie nicht wissen, ignoriere ich sie und wende ihr als »einziger meines Geschlechts« freundschaftlich den Rücken zu: ein Haß, der keinen seiner Stärke würdigen Empfänger findet und zu gleichgültiger Herablassung wird. Oder ich empöre mich über die Hartnäckigkeit, mit der sie sich für einzigartig hält, tobe gegen ihre angemäße Auserwähltheit und beruhige mich nur in der ewigen Wiederkehr der blinden und tauben, aber hartnäckigen Macht- und Haßbezeugungen. Ich sehe sie nicht als sie selbst, sondern visiere über sie hinweg die Anmaßung auf Einzigartigkeit an. Dieses Streben nach unnatürlicher und insofern unmenschlicher Einzigartigkeit

ist ein unfaßbarer Ehrgeiz, den die auf Einmaligkeit versessene Wut zurückweisen kann, indem sie ihn als »männlich« verurteilt. In dieser seltsamen weiblichen Schaukel, die »mich« von der unaussprechlichen Gemeinschaft der Frauen in den Krieg zwischen den individuellen Einzigartigkeiten kippen läßt, ist es verwirrend, »ich« zu sagen.<sup>25</sup>

Wie schwierig es ist, aus diesem Teufelskreis herauszukommen, haben die italienischen Frauen des Frauenzentrums in via Col di Lana erleben müssen. Sie waren sich klar darüber, daß sie einen Ort brauchen, der eine Art Zwischenraum darstellen würde zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, ein Ort, an dem sie miteinander sprechen, lernen und wachsen könnten. Sie bauten also ein schönes Frauenzentrum. Jede Woche kamen 150 bis 200 Frauen und schwiegen. Woche für Woche. Niemand wußte, warum. Alles Experimentieren war umsonst.<sup>26</sup>

Wenn ich jetzt Eva Poluda-Korte und Julia Kristeva in Verbindung bringe: Die frühe Abweisung der liebenden Sehnsucht durch die Mutter als Folge ihrer heterosexuellen Fixierung hinterläßt ein tiefes Gefühl des Ungenügens, des Versagens, was nur die Möglichkeit der Identifikation mit der Mutter übrig ließ. Die Wahrnehmung von Differenzen ist dann unmöglich.

Julia Kristeva sagt, es sei notwendig, vom »Körper-an-Körper-mit-der-Mutter« zu einem »Von-Angesicht-zu-Angesicht-mit-der-Tochter« zu gelangen. Wie kann es aber dazu kommen, wenn der

25 Julia Kristeva: Geschichten von der Liebe, Frankfurt a. M., 1989, S. 248 ff.

26 Wie weibliche Freiheit entsteht: eine neue politische Praxis/Libreria delle Donne di Milano. Aus d. Ital. von Traudel Sattler, mit einem Vorwort von Claudia Bernardoni, Berlin 1991, S. 110 ff.

Haß zwischen Mutter und Tochter nicht gelebt werden kann? Und bleibt die Beziehung gesichtslos, bleibt sie auch geschichtslos (Speyer 1988).<sup>27</sup>

Ruth Waldecks Interpretation von Christa Wolffs »Kindheitsmuster« stellt den Versuch eines Dialogs mit einer Frau der Müttergeneration dar. Ihre Interpretation erschließt, was passiert, wenn Frauen ihren Zorn und ihre Lust, zuzuschlagen, unterdrücken in der Zeit der Pubertät, in der gleichzeitig eine ganz andere Lust entsteht, die auch keine Sprache haben darf. Sie zeigt auf, wie die Identifikation mit der Mutter die Auseinandersetzung unmöglich macht und wie gleichzeitig das Verbot, über ihre erwachende Sexualität zu sprechen, es notwendig macht, einen Sündenbock zu erfinden. Dieser Sündenbock wurde bei dem pubertierenden Mädchen in Christa Wolfs Geschichte in einem Judenjungen gefunden, der bereits als Sündenbock mißbraucht wurde von seinen Mitschülern. Die auf Juden gerichtete Haßproduktion, die gerade in den letzten Kriegsjahren der nationalsozialistischen Herrschaft ins Monströse hinein gesteigert wurde, hat auf die Gruppe der Pubertierenden große Auswirkungen gehabt. Victor Klemperer berichtet in seinen Tagebüchern, daß Attacken gegen Juden in dieser Zeit vorwiegend von Jugendlichen erfolgten.<sup>28</sup>

27 Speier, Samuel: Der ges(ch)ichtslose Psychoanalytiker – die ges(ch)ichtslose Psychoanalyse. In: Barbara Heimannsberg / Christoph Schmidt (Hg.): Das kollektive Schweigen, Heidelberg 1988

28 Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945, Berlin 1998

### *Psychische Bisexualität*

Es stellt sich die Frage, wie gleichberechtigte und befriedigende sexuelle Beziehungen zwischen verschiedengeschlechtlichen Menschen in ihrer Differenziertheit und Verbundenheit vorstellbar sind, die nicht von einer vorgängigen Heterosexualität bestimmt sind?

Ausgehend von der These, daß sich bei Freud zum Thema Weiblichkeit »eine Konzeption, die dem Phallusprinzip verpflichtet ist, und Ansätze eines Verständnisses von Bisexualität geradezu antagonistisch gegenüber(stehen)«, greift Bettina Schmitz Christian Davids Konzept der psychischen Bisexualität auf und erweitert es um die Ebene der Übertragung. Nach David ist unter Psychischer Bisexualität der Vorgang der Identifikation mit dem eigenen und dem anderen Geschlecht zu verstehen, »der uns befähigt, mit dem anderen, der fremd ist, insofern seine Geschlechtsidentität eine andere ist, Beziehung aufzunehmen. Männlichkeit und Weiblichkeit werden hier verstanden als zwei Pole, zwischen denen eine Fülle individueller Geschlechtsimages möglich ist.<sup>29</sup>

Das Konzept psychischer Bisexualität nimmt vom Primat der Heterosexualität Abstand. Es geht um das Paar, das zwar von seinem Ursprung zweigeschlechtlicher Gebürtigkeit her nicht ohne Mann und Frau, ansonsten aber in beliebigen Konstellationen zu denken ist. Homo- und Heterosexualität werden hier als gleichwertige menschliche Lebensmöglichkeiten gedacht.

29 Christian David, zit. nach Bettina Schmitz: Psychische Bisexualität und Geschlechterdifferenz. Weiblichkeit in der Psychoanalyse, Wien 1996, S. 12

### Zur Ethik der sexuellen Differenz im psychoanalytischen Diskurs

Nachdem ich den theoretischen Rahmen abgesteckt habe, wende ich mich nun der Frage zu, wie es um die Ethik der sexuellen Differenz im psychoanalytischen Diskurs bestellt ist. Da die psychoanalytische Praxis den Anspruch erhebt, Persönlichkeitsveränderungen bewirken zu können, ist sie für die Frage wichtig, auf welche Weise es zu Veränderungen im Sinne einer Ethik der sexuellen Differenz kommen kann.

Nach Patrick Gyomar<sup>30</sup> ist die Ethik der Psychoanalyse in der Übertragungsbeziehung zu situieren. Wie steht es aber um die Ethik des psychoanalytischen Paares, wenn die Kur in androzentrischer Sprache und androzentrischer Perspektive verläuft? Kann es dann zur Annäherung der Geschlechter und zu einer gleichberechtigten Beziehung innerhalb des analytischen Paares kommen?

Wie sehr eine Ethik der sexuellen Differenz auch der psychoanalytischen Theorie und Praxis fehlt, kann dem Wörterbuch der Psychoanalyse von Laplanche/Pontalis entnommen werden. Dort steht unter dem Stichwort »Perversion: »Abweichung in bezug auf den »normalen« Sexualakt, der definiert wird als Koitus mit einer Person des entgegengesetzten Geschlechts mit dem Ziel, durch genitales Eindringen zum Orgasmus zu kommen.« Nehmen wir diese Definition beim Wort, dann ergibt sich, daß die Sexualität der Frau pervers ist. Und wir können sehen, daß sich an der an männlicher Sexualität orientierten Perspektive in den letzten 70 Jahren nichts geändert hat. Denn schon Freud schrieb: »Wir haben von Kulturfeindseligkeit gesprochen, erzeugt durch den Druck, den die Kultur ausübt, die Trieb-

30 Patrick Gyomard: Vortrag ohne Titel, gehalten auf der Tagung Ethik-Psychoanalyse-Demokratie, Zürich, 10.5.97

verzichte, die sie verlangt. Denkt man sich ihre Verbote aufgehoben, man darf also jetzt zum Sexualobjekt jedes Weib wählen, das einem gefällt, darf seinen Rivalen beim Weib, oder wer einem sonst im Wege steht, ohne Bedenken erschlagen, [...]«<sup>31</sup>

Da ist es nahezu zwangsläufig, daß die psychoanalytische Kur, in der es doch darum geht, einen autonomen Weg zu entwickeln, ihr Ziel verfehlt. Es besteht die Gefahr, daß Frauen sich anpassen an männliche Normen, oder gar Vater-Töchter werden, wie Christa Rohde-Dachser dargelegt hat.<sup>32</sup> Wenn aber Analytiker und Analytikerinnen schon in ihrer Sprache am »Eichmaß des Phallischen« orientiert sind (Irigaray 1974), dann bedeutet das, daß sie die Strukturen des heimlichen Machtkampfes zwischen den Geschlechtern tradieren.

Die offizielle Sprache im psychoanalytischen Diskurs ist in erschreckendem Maße androzentrisch. Selbst Eva Poluda-Korte bedient sich in ihrem Vortrag »Psychoanalyse der weiblichen Homo-Sexualität«<sup>33</sup>, gehalten auf einer Tagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung 1995, im letzten Absatz eines androzentrischen Sprachstils: »Für die Arbeit *des Kliniklers* bedeutet die Vorstellung eines sexuellen Kontinuums, das lebenslänglich in Bewegung bleibt, die Freiheit, über *seinen* Schatten zu verfügen« (kursiv IB). Dieser letzte Absatz ist erschreckend, weil nach dem vorhergehenden Text nicht damit zu rechnen war. Es scheint, als würde sie die auf Frauen zugeschnittene Sprache nur dann verwen-

31 Sigmund Freud: Die Zukunft einer Illusion, 1927, GW XIV, S. 335 f.

32 Christa Rohde-Dachser: Expedition in den dunklen Kontinent, Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse, Heidelberg 1992

33 Eva Poluda-Korte: Psychoanalyse der weiblichen Homo-Sexualität, DPV-Tagung, Hg. Falk Berger, 1995

den, wenn es eindeutig um Frauen geht. Spricht sie das psychoanalytisch Allgemeine an, verwendet sie wieder die männliche Sprache. Fiel es ihr selbst nicht auf? Ist sie so sehr an die androzentrische Sprache innerhalb ihrer Institution gewöhnt, daß sie, die sich explizit für einen eigenen Ort im Begehren der Frau engagiert, gar nicht merkt, wie sehr sie schon in ihrer Sprache sich männlichen Normen angepaßt hat?

Barbara Gissrau berichtet, die Anmeldung ihres Vortrages »Der Analytiker und sein Patient« sei an ihrem Institut zunächst akzeptiert, dann aber wieder abgesetzt worden, als sie erläuterte, daß es sich um ein Plädoyer für eine sprachliche Sensibilisierung gegenüber der Geschlechterdifferenz innerhalb der Psychoanalyse handle.<sup>34</sup>

Almuth Sellschopp versucht sich aus der Affäre zu ziehen, indem sie in ihrer Arbeit »Primäre Finität und das Geschlecht des Analytikers in Übertragung und Gegenübertragung« in einer Fußnote sagt: »Das generische Maskulinum verwende ich für beide Geschlechter. Geht es im Text um das männliche bzw. weibliche Geschlecht, kennzeichne ich dies durch »der Analytiker« oder »die Analytikerin.«<sup>35</sup> Generisch bedeutet nach Metzlers Philosophielexikon: »Ausdrücke, die Gattungsnamen oder Typenbezeichnungen darstellen«. Mir scheint das der Gipfel weiblicher Selbstverleugnung zu sein. Die männliche Sprache gibt den Gattungsbegriff ab!

34 Barbara Gissrau: »Der Analytiker und sein Patient«. Ein Plädoyer für die sprachliche Sensibilisierung gegenüber der Geschlechterdifferenz innerhalb der Psychoanalyse, *Psyche* 44, S. 356

35 Almuth Sellschopp: Primäre Finität und das Geschlecht des Analytikers in Übertragung und Gegenübertragung, in: *Psyche* 53, 9/10, S. 1042

Ein letztes Beispiel: In meiner Rezension von Bettina Schmitz' Buch »Psychische Bisexualität und Geschlechterdifferenz. Weiblichkeit in der Psychoanalyse«, die in *Psyche* 53, 7/1999, erschienen ist, ist ein einziges Wort sang- und klanglos verschwunden: Die »Weiblichkeit«. Der Satz lautete: Sie (die Autorin) entwickelt ein Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit als zweier Pole, »zwischen denen eine Fülle individueller Geschlechtsimagines möglich ist«. In der Version der *Psyche* heißt es nun: Sie entwickelt ein Verständnis von Männlichkeit als zweier Pole, »zwischen denen eine Fülle individueller Geschlechtsimagines möglich ist. Das ist eine wunderschöne Fehlleistung und zeigt, wie das vor sich geht und was es bedeutet, wenn es zur Verflüchtigung des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs (Parin) kommt. Das Ergebnis ist die autonome Männlichkeit, die alles ganz allein kann, die nicht mehr auf die Andere angewiesen ist, die zur assimilatorischen Haltung zur Welt zurückgekehrt ist. Nach Emmanuel Lévinas stellt die Weiblichkeit das Andere der Kultur dar.<sup>36</sup> Ein Anderes, das kaum zu bergen ist, weil es immer wieder in Gefahr ist, verlorenzugehen.

Meine erste Reaktion war: Siehe da, der Druckteufel ist ein Mann! Was mir dann aber selbst absurd vorkam und von tiefsitzenden Vorurteilen bestimmt zu sein schien, denn: Es geht ja nicht um reale Männer oder Frauen, und die Problematik des »the man inside me«<sup>37</sup> ist ja hinreichend bekannt. Mir scheint es eher so zu sein, daß der bewußte Versuch, die Geschlechterdifferenz zu denken, mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist.

36 Emmanuel Lévinas: Die Zeit und der Andere, übers. u. mit einem Nachwort versehen von Ludwig Wenzler, Hamburg, S. 56 ff.

37 Siehe Bettina Schmitz: »The man inside me...«. Eine Frage psychischer Bisexualität, in: *LOLApress* Nr. 6, Nov. – April 1996/97

Bei dem Versuch, die weibliche Form in meine Sprache zu integrieren, mache ich immer wieder ärgerliche, ängstigende und verunsichernde Erfahrungen. Meinem Sprachgefühl, geschult an vielen Texten der Literatur, sträubt sich das Fell. Es entsteht Unbehagen; das Gefühl, als wollte ich etwas in meine Sprache hineintun, was nicht hineinzugehören scheint, was sperrig ist, so, als würde ich versuchen, mehr unter meiner Haut unterzubringen, als Platz darin hat. Es erinnert mich an psychoanalytische Prozesse, wenn Verdrängtes denk- und fühlbar wird, Angst entsteht und das Gefühl, am liebsten weglaufen oder aus der Haut fahren zu müssen, weil es mir zu eng wird in der alten Haut. In diesem Zusammenhang könnte es interessant sein, Freuds Ausführungen zum Unheimlichen zu untersuchen, die ja auch dem psychoanalytischen Diskurs marginal geblieben sind.<sup>38</sup>

Wie Lilli Gast dargelegt hat, geht das vielbeschworene und ebenso oft beklagte ›Zeitalter des Narzißmus‹ mit einer entsexualisierenden Androgynisierung der Gesellschaft und der psychoanalytischen Theoriebildung gleichermaßen einher, was bedeutet, daß nicht nur die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen negiert wird, sondern dessen Subjekthaftigkeit, wie sie ihren Ausdruck in der Anerkennung der Geschlechterdifferenz finden muß.<sup>39</sup> In der Geschichte der Psychoanalyse, sagt sie, seien systematisch die unauflösbaren Gegensätze, die sich aus der Zerrissenheit des Triebes zwischen Ich und Anderem, zwischen Individuum und Gesellschaft und derjenigen, die sich aus der Tatsache der Geschlechterdifferenz ergeben, vereinheitlichenden Konzepten gewichen.

38 Sigmund Freud: Gesammelte Werke, Bd. XII, S. 227,

39 Lilli Gast: Libido und Narzißmus. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs. Eine Spurensicherung, Tübingen 1992, S. 397

Auch Paul Parin spricht von der Verflüchtigung des Sexuellen in der Psychoanalyse,<sup>40</sup> und mit Christa Rohde-Dachser fragt es sich, ob Freuds Thesen über die Weiblichkeit für den psychoanalytischen Diskurs der Psychoanalyse viel weniger peripher sind, »als ihre scheinbar leichthändige Umschrift in die Sprache der Moderne glauben machen möchte«<sup>41</sup>; ob die Theorie des phallischen Monismus so selbstverständlich geworden ist, daß Psychoanalytikerinnen, Patientinnen, Frauen die sie inkriminierenden Theorien nicht mehr wahrnehmen.

Barbara Gissrau fragt, warum eine Berufsgruppe, »die es sich zum Ziel gesetzt hat, Unbewußtes bewußt zu machen und die Starrheit von Wiederholungszwängen aufzulösen, sich gerade hier (beim androzentrischen Sprachstil, IB) derartig rückständig erweist. (...) Das Hauptziel unserer Arbeit liegt in der Ermöglichung von Wandlungsprozessen. Kann es sein, daß wir in der Konzentration auf diese Aufgabe bestimmte kollektive und individuelle Erstarrungsprozesse übersehen, weil sie innerhalb der Psychoanalyse ebenso wie in der sie umgebenden Kultur niemals zur Reflexion gelangten?«<sup>42</sup>

Ein Zeichen für diesen Erstarrungsprozeß könnte auch die Beobachtung Klaus Gerhard Lickints sein, daß Wörter wie Sexualität, Eros, Libido oder Liebe und ihre sprachlichen Ableitungen nicht mehr benutzt werden im psychoanalytischen Diskurs. Statt dessen fiel ihm eine Zunahme von Begriffen wie Arbeit, klinisch, Material,

40 Paul Parin: Die Verflüchtigung des Sexuellen in der Psychoanalyse, in: Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hg.), Sexualität, Frankfurt a. M. 1986

41 Christa Rohde-Dachser: Expedition in den dunklen Kontinent, Berlin 1992, S. 14 ff.

42 Barbara Gissrau, a.a.O., S. 357

Daten, Prozeß auf – »also Wörter, die die Psychoanalyse weit eher dem Umkreis einer durch Sublimierung abgewehrten Psychoanalytät zuzuordnen scheinen, als einer Kunst, die Befähigung zu vermitteln, zu lieben und geliebt zu werden. Die internationale Psychoanalyse scheint sich zunehmend von Freuds Psychoanalyse zu entfernen, also unerotisch zu werden.«<sup>43</sup> Lickint kommt zu dem Ergebnis, daß Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker bereits mit ihrem Wortschatz unbewußt Widerstand leisten gegen die erotische Natur der Kur.

Als ich mich fragte, woran es liegen könnte, daß es so schwer ist, sich auf neue Erfahrungen mit der sexuellen Differenz einzulassen und sie zu bewahren, stieß ich auf ein weiteres Tabu, das der Trauer.

#### *Die tabuisierte Trauer*

Eberhard Th. Haas sagt, in der heutigen Zeit sei das Reden über Trauer allgegenwärtig, gebetsmühlenartig, ohne daß Versuche gemacht würden, in die inneren Abläufe dieses Prozesses der Trauer Einsicht zu gewinnen. Er vermutet, die Trauer sei von einer »Aura der Unberührbarkeit umgeben, so, als dürfte man sich ihr analytisch nicht nähern oder als würde der, der es tut, ein Sakrileg begehen. Die alten Propheten riefen, tut Buße, die neuen verlangen zu trauern; sollte im Vorgang des Trauerns eine Zumutung enthalten sein, welche sie der Innenansicht entzieht?<sup>44</sup>

43 Klaus Gerhard Lickint: Psychoanalyse als Liebeskunst einer Art Gesundheitsliebe. Vom psychoanalytischen Sinn der Sexualität zwischen Analysand und Analytiker, in: Forum der Psychoanalyse, Bd. 10, Heft 1, 3/94, S. 62

44 Eberhard Th. Haas: Armierter Trauer. Camus' »Der Fremde« – Fremdenhaß, in: Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis, Jg. XI, 1996, 1, S. 66

Was, wenn wir an *der* Stelle unserer Identität, wo es um die Fruchtbarkeit der Liebkosung geht, wie Irigaray sagt, (1991), wo es darum geht, eine Schwäche für die Andere, den Anderen zu haben, wo wir den Wunsch haben, uns hinzugeben, die Grenzen unserer uns auch einschließenden Identität ein Stück weit wieder aufzulösen, wo wir uns miteinander und aneinander erneuern könnten, wo unsere Lebendigkeit neue Kraft gewinnen könnte, wenn wir an dieser Stelle unsere größte Verletzung erlitten hätten, die wir dann aber in uns einschlossen, als Schwäche vor anderen dringend zu verbergen wünschen, weil wir uns ihrer schämen einerseits und andererseits mit jeder gelingenden Begegnung diese alte Wunde aufzubrechen droht und nur betrauert werden kann? Wenn wir an dieser Stelle versteinert sind?

Es zeigt sich in der psychoanalytischen Arbeit, daß es bei der versteinerten Trauer um Interaktionsstrukturen geht, die noch vor dem Erwerb der Sprache verinnerlicht wurden, die das Symbolische System nicht erreicht haben und insofern nicht erinnerbar sind.

Unter dem Druck unerträglicher Zumutungen läßt das Kind einen Teil in sich sterben und erlebt dies als einen Zusammenbruch seiner Ganzheit. Es trennt sich von seiner passiven, ohnmächtigen, schmerz erfüllten Seite, und es wird versuchen, sobald es kann, das Leid an andere abzutreten. Das, was abgespalten wurde, ging nicht einfach verloren. Der kleine Mensch trennte sich selbst aktiv davon. Das Kind ließ seinen schwachen und hilfsbedürftigen Teil in sich sterben. Trauer führt in die Nähe dieses Gefühls und löst Fluchtbewegungen aus. Die effektivste Form zu flüchten ist, die neuen Erfahrungen mit gelungener Begegnung wieder sterben zu lassen.

Ein Großteil der psychoanalytischen Arbeit an besteht darin, das immer wieder Sterbende immer wieder lebendig werden zu lassen;

ein Bewußtsein für diesen Trauerprozeß und die Angst davor zu wecken; immer wieder Mut zu machen, die Verwechslung zu überwinden, die Angst, zusammenzubrechen, in der Vergangenheit zu verorten, in der unsäglicher Schmerz zugemutet wurde, der ohne Beistand nicht auszuhalten war.

Die Erinnerung an das Sterben in der Vergangenheit wird subjektiv erlebt als etwas, das erst noch kommen wird *möglicherweise*. Und das ist der Sinn dieser Verwechslung: Das, was *möglicherweise* kommt, kann kommen oder auch nicht, aber das Sterben, das schon geschehen ist, ist geschehen. Die erinnerten Gefühle unterscheiden sich ja nicht von denen, die in die Jetztzeit gehören. Das heißt, die Angst davor, sich an die Gefühle *erinnern* zu müssen, läßt es immer wieder zu einer Vergegenwärtigung des Vergangenen kommen und so zu einer unendlichen Fortsetzung des vergangenen Elends trotz objektiv vorhandener Möglichkeiten zu einem anderen Leben. In der Analyse kann es zu einer grundlegenden Veränderung kommen, wenn die Analytikerin/der Analytiker die Angst versteht und es ihm oder ihr möglich ist, immer wieder Mut zu machen, die Trauer auf sich zu nehmen. Wenn wir nun aber noch bedenken, daß Winnicott den Zusammenhang von Trauer und Angst vor dem Zusammenbruch schon 1974 aufgezeigt hat, die Arbeit 1991 noch einmal in der Psyche erschienen ist,<sup>45</sup> daß sie von der psychoanalytischen Gemeinschaft jedoch weitgehend nicht rezipiert wurde,<sup>46</sup> die statt dessen von *Trauerarbeit* spricht, dann be-

45 Donald W. Winnicott: Die Angst vor dem Zusammenbruch, in: Psyche 45, 1991

46 Eine gelungene Rezeption dieses Problemfeldes findet sich bei Rainer Rehberger: Verlassenheitspanik und Trennungsangst. Bindungstheorie und psychoanalytische Praxis bei Angstneurosen, Stuttgart 1999

kommt die Frage nach einer möglichen Veränderung so grundlegender Strukturen eine ungeheure Brisanz.<sup>47</sup>

Winnicott bezieht sein Konzept von der Angst vor dem Zusammenbruch auf schwer gestörte Patienten. Ich frage mich aber, ob es nicht eine Struktur ist, die in unglaublichem Ausmaß existiert, verborgen hinter dem, was – im psychoanalytischen Diskurs – vordergründig als neurotisch oder als Borderline-Struktur erscheint und – im philosophischen Diskurs – in der traditionellen Konzeption des Subjekts als eben nicht auf den Anderen/die Andere verwiesen, enthalten ist. Ist diese gut behütete Schwäche dafür verantwortlich, daß es bis heute zu keiner ethischen Kultur des Paares, der Sexualität und der Liebe gekommen ist und Trauer bisher weitgehend kein philosophisches Thema war?

Wenn der Beginn der Trauer in vorsprachlicher Zeit liegt, dann würde es um Strukturen gehen, die dem »Körper-an-Körper-mit-der-Mutter« entsprechen, wie sie von Julia Kristeva in ihrer Sprachtheorie erarbeitet wurden. Von den körperlichen Wurzeln des Symbolischen. Der »körperliche Anteil (ist) immer schon in der Materialität unseres Sprechens enthalten, im Rhythmus und in der Musikalität der Sprache.«<sup>48</sup> Kristeva ist sich der Unausweichlichkeit der Trauer durchaus bewußt, wenn sie schreibt, »seine Majestät, das Kind«, werde unsagbar traurig, bevor es seine ersten Wörter ausspreche: Es sei getrennt ohne Möglichkeit der Umkehr, doch es

47 Bettina Schmitz und ich haben diesen Zusammenhang bereits aufgezeigt in Ingrid Buchfeld und Bettina Schmitz: »La femme n'existe pas«. Identität, Differenz und Trauer der Frauen, in: Anpassung und Dissidenz, Materialienband – Facetten feministischer Theoriebildung 18/1997, S. 28 ff.

48 Ebd., S. 27

irre unerschrocken umher und verlasse sein Bettchen, um seine Mutter im Reich der Repräsentationen wiederzufinden, während der Depressive genau den umgekehrten Weg gehe.<sup>49</sup> Der Übergang vom Semiotischen zum Symbolischen System stellt eine Übersetzungstätigkeit und Leistung des Kindes dar, die, wie alle Übersetzungen, ohne Trauer nicht möglich ist, weil in ihr etwas verloren geht.<sup>50</sup> Wie Christiane Buhmann aufgezeigt hat, beginnt Trauer bereits bei der Geburt, weil sie eine Trennung von einem Zustand bedeutet, in dem Mutter und Kind auf besondere Weise verbunden waren, der sich niemals wieder herstellen wird.<sup>51</sup>

Und wenn die Frau keinen Ort hat, gibt es für sie keine Möglichkeit der Trennung und der Trauer, denn, wie Irigaray sagt, »die Trauer um mich ist das allerschwierigste. Die Trauer um mich im Anderen ist nahezu unmöglich. Ich suche mich als das, was assimiliert worden ist. Ich müßte mich rekonstruieren – ausgehend von einer De-Assimilation ...«<sup>52</sup>

Die Fähigkeit zu Trennung und Trauer ist unverzichtbar im Verhältnis zum Kind. Die Mutter, die als Frau keinen Ort hat, die sich selbst als Ressource für die Anderen begreift, kann unmöglich ihrem Kind Hilfe zur Selbsthilfe geben, seine Autonomiebestrebun-

49 Bettina Schmitz / Ingrid Buchfeld: Sehnsucht nach einem anderen Ort, oder Der unmögliche Wunsch. Ein philosophisch-psychoanalytischer Briefwechsel, in: rebus. Blätter zur Psychoanalyse, Zürich 1997, S. 20

50 Ulrike Dünkelsbühler: Kritik der Rahmen-Vernunft. Parergon-Versionen nach Kant und Derrida, München 1991

51 Christiane Buhmann: Verlusterfahrungen symbolisieren in: Der Körper als Ort und Träger der Symptome, Arbeitshefte Kinderpsychoanalyse, Heft 26/1998, S. 93

52 Luce Irigaray: Ethik der sexuellen Differenz, a.a.O., S. 16

gen unterstützen. Diese Mutter wird die Zeit der Abhängigkeit ihres Kindes verlängern wollen. Und kann sie nicht loslassen, dann kann sie von ihrem Kind nur fortgestoßen werden, Unrat werden, was dann aber bedeutet, daß das Kind sich zu früh und ohne Trauer von der Mutter trennt, um nicht ihr verlängerter Arm zu sein. Um Frau oder Mann zu werden, schneidet es die Mutter von sich ab und sucht sie immer von neuem in den Liebespartnern, womit er oder sie aber immer wieder in das Sein des kleinen Mädchens oder kleinen Jungen eintaucht und damit die Begegnung zwischen den Geschlechtern, die der Erneuerung, der Befruchtung dienen soll, verpaßt.

Nicole Loraux zeigt am Beispiel der griechischen Polis auf, daß öffentliche Trauer der Frauen und Mütter von den gesetzgebenden Mächten als anarchisch befürchtet und verboten wurde.<sup>53</sup> Analog dazu beschreibt Paul Parin für unsere Zeit, daß öffentliche Trauer brutal unterdrückt wird, »sofern die Toten, die man beweint, Opfer institutioneller oder staatlicher Gewalt geworden sind.«<sup>54</sup> Parin differenziert nicht zwischen den Geschlechtern. Mir scheint aber ein Zusammenhang zu bestehen zwischen der Ausgrenzung der Frauen aus dem öffentlichen Bereich und der Ausgrenzung, Pathologisierung oder Kriminalisierung von Trauerformen, die sich vom sprachlosen Schweigen (Form der Männer) unterscheiden und den Frauen in der Privatheit nicht nur erlaubt, sondern auch zugewiesen werden.

53 Nicole Loraux: Die Trauer der Mütter. Weibliche Leidenschaft und die Gesetze der Politik, aus dem Französischen von Eva Moldenhauer, Frankfurt a.M. 1992

54 Paul Parin: Die Angst der Mächtigen vor öffentlicher Trauer, in: Psyche 37 / 1983, S. 55

## Hilflosigkeit

Wenn es nun so schwer ist, Hilflosigkeit und Schwäche anzuerkennen als Teil menschlichen Seins, was bedeutet das für die notwendigen sozialen und politischen Veränderungen hin zu einer gelingenden Ethik sexueller Differenz?

Psychische Veränderungsprozesse sind nur möglich als kreative Prozesse. Kreativität im Sinne psychischer Strukturveränderung gibt es nur, wenn die Hilflosigkeit ausgehalten wird, die sich einstellt, wenn die gewohnten Denk- und Reaktionsmuster nicht mehr funktionieren. Diese Hilflosigkeit erinnert uns jedesmal, wenn sie auftaucht, an die Schwäche, die wir erleben mußten, weil wir als Menschen zu früh geboren werden. Und je nachdem, wie wir diese frühe Zeit erlebt haben, taucht möglicherweise Todesangst auf, weil wir vielleicht wirklich lebensbedroht waren. Wenn das familiäre Klima dem hilfsbedürftigen Kind nicht förderlich war, es unerträgliche Einsamkeit und Trauer erlitten hat, wenn es dem Kind erst besser ging, sobald es selbst etwas tun konnte, dann leuchtet ja ein, daß dieser Mensch Hilflosigkeit und Trauerschwäche wie die Pest meiden und an diejenigen abschieben wird, die ihr oder ihm erreichbar sind. An die Kinder, die Alten, die Kranken, die Fremden, die sogenannte Dritte Welt, und vor allem an die Frauen.

Wenn das Ideal dieser unserer Kultur im Okzident darin besteht, machen zu können, kräftig zu sein, wo könnte dann die Trauerschwäche ihren Platz haben, damit Menschen sich verändern können?

Die Untersuchungen Viktor Klemperers zur Sprache des Dritten Reiches zeigen, daß Härte ein Ideal war. Gefühle zu zeigen wurde als Ausdruck von Schwäche verfolgt.<sup>55</sup>

55 Victor Klemperer, a.a.O.

Mir ist aufgefallen, daß in verändernden Praktiken sehr viel von Kampf gesprochen wird. Kampf erzeugt immer Gegenkampf und letztendlich landen wir dann doch immer wieder im Machtkampf, bei dem wir nichts gewinnen können. Ich glaube, daß wir an all dem Unglück, das uns immer wieder trifft, weil wir uns Zwängen ausgesetzt fühlen, auf die wir keinen Einfluß haben, nur etwas ändern können, wenn wir versuchen, ins Gespräch zu kommen, im Gespräch zu bleiben und ganz aufmerksam das Wirken des unbewußten Geschlechterkampfes aufzufinden bei uns selbst.

Die besten Absichten können unversehens vom »sabotierenden Biest«, wie ich es gerne nenne, unterminiert werden. Ich selbst erlebe das manchmal, wenn ich, obwohl ich bewußt jemanden überzeugen will, plötzlich und unversehens im Kampf lande, manchmal nur ausgedrückt in der Schärfe des Tones. Oft beim geringsten Widerstand bei Themen, die mir am Herzen liegen. Und sobald ich kämpfe, verliere ich die Aufmerksamkeit, das Ohr der Anderen/des Anderen. Wenn ich Glück habe, höre ich es selbst, erschrecke mich, kann es ansprechen, wir können gemeinsam auf die Suche gehen, was denn diese plötzliche Aggression zu bedeuten hat. Sobald es verstanden wurde, ist die Bereitschaft wieder da, sich gegenseitig zuzuhören und die Ansichten der Anderen/des Anderen ernst zu nehmen. Gemeinsam nach Verständigung zu suchen, bedeutet, die Hilflosigkeit auf sich zu nehmen, die wir erleben, wenn wir uns nicht verständigen können. Sich nicht in die Sicherheit der erhobenen Fäuste und des Feindbildes auf Kosten des Anderen/der Anderen und der Gemeinsamkeit zu stärken. In fast allen engagierten Texten zur Geschlechterdifferenz gibt es diesen Punkt, an dem die vernünftige Argumentation in Kampf umschlägt. Mich würde interessieren, ob das den Autorinnen und Autoren selbst bewußt ist. Ich vermute eher nicht. Es scheint, als würden engagierte Betrach-

tungen zum Thema sexueller Differenz immer wieder im Machtkampf landen. Luce Irigaray, so sehr ich ihre aufregenden Analysen schätze, ist ein Beispiel dafür, daß sie immer wieder aggressiv »den Männern« die Schuld zuschreibt. Auf diese Weise vermeidet sie die Hilflosigkeit einer Kultur gegenüber, die durch einseitige Bevorzugung eines Geschlechtes das Glück aller unmöglich macht. Möglicherweise ist großes Engagement für die Versittlichung des Geschlechterverhältnisses nur so zunächst möglich. Wir sollten es vorerst mit Fassung tragen und uns nur moderat dafür schämen. Aber auch für die Grenze aufmerksam sein. Die sogenannten Kinderkrankheiten politischer Systeme haben bisweilen die Neigung, sich ins Monströse hinein zu entwickeln, wie wir in Deutschland nur zu gut wissen.

## Literatur

- Buchfeld, Ingrid und Bettina Schmitz: »La femme n'existe pas«. Identität, Differenz und Trauer der Frauen, in: *Anpassung und Dissidenz, Materialienband – Facetten feministischer Theoriebildung*, Bd. 18 / 1997
- Buhmann, Christiane: Verlufterfahrungen symbolisieren, in: *der Körper als Ort und Träger der Symptome*, Arbeitshefte Kinderpsychoanalyse, Heft 26 / 1998
- Dünkelsbühler, Ulrike: Kritik der Rahmen-Vernunft. Parergon-Versionen nach Kant und Derrida, München 1991
- Freud, Sigmund: Die Zukunft einer Illusion, 1927, Studienausgabe, Bd. IX
- Freud, Sigmund: Gesammelte Werke, Bd. XII
- Gast, Lilli: Libido und Narzißmus. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs. Eine Spurensicherung, Tübingen 1992
- Gilligan, Carol: Die andere Stimme, München 1984
- Gissrau, Barbara: »Der Analytiker und sein Patient«. Ein Plädoyer für die sprachliche Sensibilisierung gegenüber der Geschlechterdifferenz innerhalb der Psychoanalyse, *Psyche* 44 / 1990
- Gürtler, Sabine: Eine Metaphysik der Geschlechterdifferenz bei Emmanuel Lévinas, in: *Phänomenologische Forschungen*, Hg. Ernst Wolfgang Orth / Karl-Heinz Lembek.

- Gyomard, Patrick: Vortrag ohne Titel, gehalten auf der Tagung Ethik-Psychoanalyse-Demokratie, Zürich, 10.5.97
- Haas, Eberhard Th.: *Armierte Trauer. Camus' »Der Fremde« – Fremdenhaß*, in: *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, Jg. XI, 1996, Heft 1
- Irigaray, Luce: *Einander Transzendente – Die Vermählung von Wort und Fleisch*, in: Silvia Stoller / Helmut Vetter (Hg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*, Wien 1997
- Irigaray, Luce: *Das Geschlecht, das nicht eins ist*, Berlin 1979
- Irigaray, Luce: *Ethik der sexuellen Differenz*, Frankfurt a.M. 1991
- Klemperer, Victor: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945*, Berlin 1998
- Kristeva, Julia: *Geschichten von der Liebe*, Frankfurt a.M., 1989
- Kuster, Friederike: *Ortschaften. Luce Irigarays Ethik der sexuellen Differenz*, in: *Phänomenologische Forschungen, Neue Folge* 1, 1996
- Laplanche, Jean und J.-B. Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse*, Frankfurt a.M. 1994
- Lorau, Nicole: *Die Trauer der Mütter. Weibliche Leidenschaft und die Gesetze der Politik*, Frankfurt a.M. 1992
- Lévinas, Emmanuel: *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*, Freiburg 1992
- Lévinas, Emmanuel: *Die Zeit und der Andere*, Hamburg 1995
- Libreria delle donne di Milano (Hg.): *Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis*, Berlin 1991
- Lickint, Klaus-Gerhard: *Psychoanalyse als Liebeskunst einer Art Gesundheitsliebe. Vom psychoanalytischen Sinn der Sexualität zwischen Analysant und Analytiker*, in: *Forum der Psychoanalyse*, Bd. 10, Heft 1, 3/94
- Parin, Paul: *Zu viele Teufel im Land: Aufzeichnungen eines Afrikareisenden*, Frankfurt a.M. 1985
- Parin, Paul: *Die Verflüchtigung des Sexuellen in der Psychoanalyse*, in: *Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hg.): Sexualität*, Frankfurt a.M., 1986
- Parin, Paul: *Die Angst der Mächtigen vor öffentlicher Trauer*, in: *Psyche* 37 / 1983
- Poluda-Korte, Eva-S.: *Der »LESBISCHE KOMPLEX«. Das homosexuelle Tabu und die Weiblichkeit*, in: *STUMME LIEBE. Der »lesbische Komplex« in der Psychoanalyse*, Hg. Eva Maria Alves, Freiburg 1993
- Poluda-Korte, Eva S.: *Psychoanalyse der weiblichen Homo-Sexualität*, DPV-Tagung 1995, Hrs. Falk Berger
- Rapaport, Hermann: *Derridas Gaben*, in: *Einsätze des Denkens. Zur Philosophie von Jacques Derrida*, Hg. Hans-Dieter Gondek / Bernhard Waldenfels, Frankfurt a.M. 1997
- Rehberger, Rainer: *Verlassenheitspanik und Trennungsangst: Bindungstheorie und psychoanalytische Praxis bei Angstneurosen*, Stuttgart 1999

- Rohde-Dachser, Christa: Expedition in den dunklen Kontinent, Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse, Heidelberg 1992
- Schmitz, Bettina: Psychische Bisexualität und Geschlechterdifferenz. Weiblichkeit in der Psychoanalyse, Wien 1996
- Schmitz, Bettina: »The man inside me...«. Eine Frage psychischer Bisexualität, in: LOLApress Nr. 6/1997
- Schmitz, Bettina / Ingrid Buchfeld: Sehnsucht nach einem anderen Ort oder Der unmögliche Wunsch. Ein philosophisch-psychoanalytischer Briefwechsel, in: rebus. Blätter zur Psychoanalyse, Zürich 1997
- Sellschopp, Almuth: Primäre Femenität und das Geschlecht des Analytikers in Übertragung und Gegenübertragung, in: Psyche 53, 9-10/1999
- Stoller, Silvia / Vetter, Helmut (Hg.): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz, Wien 1997
- Waldeck, Ruth: »Heikel bis heute«: Frauen und Nationalsozialismus. Der Opfermythos in Christa Wolfs »Kindheitsmuster«, Frankfurt a.M. 1992
- Winnicott, Donald W.: Die Angst vor dem Zusammenbruch, in: Psyche 45 / 1991

## Über die Autorinnen

### **Ingrid Buchfeld**

Psychoanalytikerin in Frankfurt a.M.

### **Barbara Rendtorff**

Soziologin und Erziehungswissenschaftlerin, Privatdozentin für Allgemeine Pädagogik, Frankfurt a.M.

### **Edith Seifert**

Sozialwissenschaftlerin und Psychoanalytikerin in eigener Praxis, Berlin.

**Die Reihe »Materialienband« (lieferbare Titel)**

**Band 16: Gleichheit – Freiheit – Differenz**

Vorträge aus der Tagung »Frauenöffentlichkeiten – Frauen in der Öffentlichkeit« und aus der Sommerwoche 1996. Geneviève Fraisse: Zwischen Gleichheit und Freiheit / Eva Waniek: Weiblicher Textkörper. Zum Verhältnis von Sprache und Geschlecht / Barbara Rendtorff: Das Ich ist nicht das Ich – oder: Der Preis der Freiheit, auch der Frauen / Karin S. Amos: Professionalität und weibliche Identität. Strukturen von Frauenöffentlichkeit amerikanischer Wissenschaftlerinnen in historischer Perspektive / Ingeborg Nordmann: Weibliche Öffentlichkeit – über die Problematik einer Kategorie. Zum Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Mary McCarthy.

**Band 17: Geschlecht und Kindheit**

Mit Beiträgen aus der Veranstaltungsreihe »Fortbildungen für Erzieherinnen, Lehrerinnen und Mütter«, die von Monika Gutheil und Barbara Rendtorff seit Jahren mit gewisser Regelmäßigkeit durchgeführt wird.

**Band 18: Anpassung und Dissidenz**

Die Frage nach der privaten und politischen Identität als Frau hört nicht auf, sich zu stellen. Frauen schwanken zwischen dem Bemühen, durch teuer erkaufte Anpassungsleistungen ihre gleiche Berechtigung und Befähigung zur Teilnahme am allgemeinen öffentlichen Machtspiel zu beweisen, und der dissidenten Haltung des »aktiven« Abweichens. Doch reichen beide Strategien letztlich nicht aus, um den Wunsch nach einem weiblichen Subjektstatus, einer sicheren Position im Geschlechterverhältnis Raum und Realität zu verschaffen ...

**Band 19: Verführungen und Verfügungen**

Die schillernde Bandbreite zwischen Geschlechterverhältnis und Gewalt ist Thema dieses Bandes. Inzestuöse Übergriffe in der Familie, Folgen der Aufdeckung, Strafanzeige ja oder nein – in der Spannung zwischen solcherart teleskopischen Perspektiven einerseits und eher spekulativen Fragestellungen zum Motiv der Gewalt, zu Manien, Sexsucht, Tod auf der anderen Seite manifestiert sich ein deutliches Bild vom Stand unseres Wissens über Geschlecht, Körper und Sexualität.

**Band 20: Über das Hervorbringen**

Band 20 unterstreicht die Kontinuität unseres Anspruchs, zur Weiterentwicklung der feministischen Theorie beizutragen. So hat er denn auch das Hervorbringen zum Thema. Astrid Nettleing: Sinn für Übergänge / Gisela Jürgens: Vom Genius der Frauen zur Originalität ihrer Werke / Andrea Jahn: »The Making of Louise Bourgeois« / Isabelle Azoulay: Von Kühen und Weibern / Christine Borer: Zur Indifferenz der Differenz von Sozialem und Begehren in der Familie.

**Band 21: Frauen-Arbeit: Entfremdung und Freiheit**

Band 21, mitherausgegeben von Gisela Jürgens, enthält Reflexionen, überwiegend aus Italien, zum Thema Frauenarbeit: Lia Cigarini/Maria Marangelli: Politische Praxis – um Freiheit zu schaffen / Gisela Jürgens: Die gleichen Dinge auf verschiedene Weise tun / Luisa Muraro: Anfangen, die Wahrheit zu sagen / Lia Cigarini: Über die politische Repräsentation der Frauen / Luisa Muraro: Das Spiel ändern, u.a.m.

**Band 22: Begehren Denken**

Verena Moser: Post-Feminismus? Die Frauenbewegung aus der Sicht ihrer Töchter / Marlene Riedel: Trag mir mein Handtäschchen, Kleines! / Sonja Buckel: »Gibt es eine neue feministische Generation?« / Barbara Rendtorff: (K)ein Manifest. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung / Barbara Köster: Der Raum dazwischen. Über die Entstehung des weiblichen Begehrens / Christine Drößler: Fleischeslust. Intelligenz – Dynamik – Körperlichkeit

**Band 23: Die Frage der Sexuierung**

Barbara Köster: Feminismus, Psychoanalyse und die Bedeutung des Körpers / Barbara Rendtorff: Braucht die weibliche Identität einen Körper – oder »Anatomie ist Schicksal«? / Barbara Köster: Die Struktur des Unbewußten – Freud und Lacan / Barbara Rendtorff: Die »Formel der Sexuierung« – Lacan / Barbara Rendtorff: Kastration, Frustration und Privation / Barbara Köster: Eine Frau ohne Eigenschaften – Jokaste / Barbara Rendtorff: Ödipus und die Sphinx